

~~Chicago 86 d~~

F. O. Gall. 1258^m

1258

Lesage

-2

5 B 400

<36636010770016

<36636010770016

Bayer. Staatsbibliothek

H. Reichlin
S. 100



Ein Wunder!

Ch. Sarnbach del.

Cl. Kohn sc. V.

GESCHICHTE

D E S

ESTEVANILLE GONZALEZ

MIT DEM ZUNAHMEN

D E S L U S T I G E N.

ZWEYTER THEIL.

W i e n ,

gedruckt und verlegt von Ignaz Alberti.

1791.

GESELLSCHAFT

1880

VEREINIGTE GEMEINSCHAFT

MIT DEM NACHNACHEN

DEUTSCHEN

VEREINIGUNG

Bayerische
Staatsbibliothek
München

GESCHICHTE

DES

ESTEVANILLE GONZALEZ.

ZWEYTER THEIL.

VIERTES BUCH.

I. KAPITEL.

Estevanille zu Salamanca.

Wer hätte sichs wohl bey meiner Abreise von Salamanka träumen lassen, daß ich es in sechs bis sieben Jahren wieder in besseren Umständen sehen sollte? Und

doch war es so : ich diene bey einem Herrn, der mich liebte, als Secretär, als am Tische des Haushofmeisters, und folglich so gut, als mein Herr.

Vanegas war der erste, den ich besuchte; er war noch immer Cantor an der Stiftskirche. Er umarmte mich herzlich, und machte keine kleinen Augen, als er meinen Degen erblickte, der mit meiner übrigen Kleidung in vollkommenem Verhältnisse stand. Ich erzählte ihm meine italienische Reise, eröffnete ihm meine gegenwärtigen Glücksumstände, und fragte ihn, ob er selbst noch immer Cantor sey, und keine Fortschritte bey seiner Kirche gemacht habe. „Nein,“ antwortete er mir; „ich suche keine höhere Stufe: die Wege, durch welche ich sie suchen müßte, liegen außer meiner Sphäre; ich hasse den Schleicher, der durch Günstlinge des Bischofs seine Umstände zu verbessern sucht. Ein Geistlicher hat genug, wenn er sein mäßiges Auskommen hat; und dieß fehlt auch mir nicht.“

Vanegas wußte nicht, was bey diesen Worten in mir vorging: ich äußerte mich

nicht gegen ihn, aber der feste Voratz, mich in der Stille für meinen Freund zu verwenden, stand in mir auf. Ich redete auch hierüber mit Dom Christoval, und bath ihn, sich bey seinem Oheime für Vanegas um die eben erledigte Domherrnstelle zu bewerben, indem ich ihm wichtige Verbindlichkeiten hätte. „Es freuet mich,“ antwortete mir Dom Christoval, „dass Sie sich so Ihrer Freunde erinnern; jeder sollte das thun. Gut!“ fuhr er fort; „ich will gern Ihren Willen thun: aber bitten Sie meinen Oheim lieber selbst um diese Pfründe; er wird sie Ihnen mit Vergnügen zugestehen.“

Ich stand auch mit dem Prälaten wirklich gut; denn ich hatte ihn durch meine einfältigen Spasse gewonnen, und er sprach mich jedes Mahl, wenn er mir begegnete. Ich nahm mir daher eines Tages geradezu die Freyheit, zu ihm zu gehen, und ihn um die Pfründe zu bitten.

„Wie, Estevanille?“ sagte er; „kennen Sie aber auch die Beschwerlichkeiten des Domherrnamtes?“

„Warum nicht?“ antwortete ich; „ich

kann, wie jeder andere, meine Stunden lesen, und täglich vier Mahlzeiten halten."

„Sind Sie auch eben so keusch und mäßig?"

„Beynahe," sagt' ich; „und eben so gelehrt."

„O ja," sagte er lächelnd; „Sie müssen den Platz haben, wenn es anders nach Gerechtigkeit gehen soll. Für wen begehren Sie aber die Pfründe?" fuhr er wieder ernsthaft fort; „ist er ihrer würdig? Überlegen Sie die Sache wenigstens gut. Sie müssen gleichsam für seine Tugend haften."

„O gnädiger Herr!" sagt' ich; „der Mann braucht keinen Bürgen; es ist der Cantor Vanegas, für den ich spreche."

„Gut!" erwiederte der Prälat; „Vanegas ist ein so rechtlicher Mann, daß ich immer solche Domherren wünschte."

Ich dankte dem Bischofe, und eilte mit der frohen Nachricht zu meinem Freunde, den meine Erkenntlichkeit inniger zu rühren schien, als das Amt, das er durch mich erhielt. Er weinte vor Freuden, und ich fühlte vollkommen, daß es kein grös-

feres Vergnügen gibt, als sich einen Freund verbindlich zu machen.

Als ich von dem neuen Domherrn fortging, stieß ich auf Dom Ramirez de Prado, den großen Schüler, der mit mir bey dem Doctor Canizarez in der Kost gewesen war, und der mich für mein Geld klüger gemacht hatte. Wir umarmten uns; ich erzählte ihm, daß ich einige Zeit in Italien zugebracht hätte, und er sagte mir, daß er zu Madrid war, und daß ihn nur der Tod seines Vaters, und der Antritt der Erbschaft in diese Gegend des Königreichs gerufen hätten. Er war zu Corita, einem großen Flecken in der Gegend von Salamanca, geboren. Ich erkundigte mich, wie es mit Frau Dalfa und Bernardinen stände; und da sagte er mir, daß er sie zwar lange nicht gesehen habe, aber wohl wisse, daß die Base zu Toledo dem Ordensritter von Castilien seine Einkünfte verzehren helfe, die Nichte aber zu Madrid sey, wo der Graf von Medellin ihrentwegen großen Aufwand machte. „Lieber Gott!“ erwiederte ich; „diese Damen hatten doch zu meiner Zeit keine so ansehnli-

chen Liebhaber. Die großen Herren müssen die Spreu lieber haben, als den Weizen."

Dom Ramirez verließ mich mit dem Versprechen, mich vor seiner Abreise wieder zu besuchen; aber er kam nicht.

II. KAPITEL.

Ein trauriger Zufall mit seinen Folgen.

So lebte ich nun glücklich in dem bischöflichen Pallaste, als mit einem Mahle unser Herr krank wurde, und des Trostes seiner Ärzte ungeachtet aus der Welt wandern mußte, eh' er Zeit hatte ein Testament zu machen. Nun beruhte meine und aller übrigen Hausbedienten Hoffnung auf Dom Christoval. Allein auch diese Hoffnung wurde uns geraubt, da ihm ein Fall vom Pferde das Leben kostete. Seine Gemahlinn machte uns zwar Geschenke, die aber so klein waren, daß sie uns nicht einmahl die Bemühung ihr zu danken anständig bezahlten.

Mir aber war der Verlust meines lieben Herrn so empfindlich, daß ich in meiner Traurigkeit Willens war, in das Franciscanerkloster zu gehen. Ich zog den Vanegas zu Rathe, und zu meinem Glücke war es ihm leicht mir es auszureden. „Ich kenne Sie zu gut,“ sagte er zu mir, „als daß ich Ihnen diesen Stand anrathen sollte. Das ewige Einerley würde sich mit Ihrer Lebhaftigkeit und Flüchtigkeit nicht vertragen. Ich rathe Ihnen vielmehr nach Murcia zu reisen, und zu sehen, wie sich Ihre Verwandten, und besonders Ihr Oheim, Herr Damien Carnicero, befinden. Nachdem, was Sie mir sagten, muß er seit Ihrer Abwesenheit ein großes Vermögen gesammelt haben, und da Sie, wie Sie mir selbst sagten, sein einziger Erbe sind, so könnten Sie vielleicht bald seine Erbschaft antreten. Wir wollen sogar annehmen,“ fuhr Vanegas fort, „daß Ihr Oheim schon todt sey; so haben Sie noch immer das Recht, sich an die Besitzer seines Vermögens zu wenden.“

Ich billigte seinen Rath, und schickte mich an, ihn zu befolgen; und nachdem

ich Abschied von ihm genommen hatte, reiste nach Madrid, und kam von da aus nach acht bis zehn Tagen in Murcia an, welches ich mit dem größten Vergnügen wieder erblickte.

Ich ging in das nächste Wirthshaus, und hielt mit dem Wirth eine lange Unterredung. „Sagen Sie mir,“ sagte ich zu ihm, „ob Herr Damien Carnicero noch lebt, und ob er noch der oberste Wundarzt bey dem Armenhause dieser Stadt ist.“ „Er lebt noch,“ antwortete mir der Wirth, „wenn ich so sagen darf; denn er kann nichts mehr thun, und muß seine übrigen Tage im Bette, oder im Lehnstuhle zubringen.“ „Ist er reich?“ fing ich wieder an. „Wie ein Jude,“ versetzte er; „denn er ist ein Marktschreyer, und ein Geizhals zugleich, und da kann es nicht fehlen. Übrigens ist es lustig, daß er sich so viel Mühe macht, Geld zusammen zu scharren. Er hat keine Kinder; und von seinen einzigen Erben, einem Neffen, und einer Nichte, hat er seit zwölf oder funfzehn Jahren keine Sylbe gehöret. Das Spital von Murcia wird nicht übel damit zufrieden seyn.“

Ich eilte auf diese Nachricht, was ich konnte, um dem Armenhause zuvor zu kommen. Ich fand meinen Oheim bettlägerig, und einen Arzt und einen Pfaffen bey ihm. Herr Damien hatte nicht so bald die Augen auf mich geworfen, als er mich erkannte.

„Bey St. Cosmas und Damien,“ rief er, „da ist ja mein Neffe, den ich verloren glaubte.“ Ich flog auf ihn zu, und schloß ihn in die Arme. Mir liefen die Thränen über die Wangen. „Sey ruhig, lieber Neffe!“ sagte mein Oheim; „es muß doch einmahl ein Ende nehmen. Erlauben Sie nur, meine Herren,“ setzte er hinzu, „daß ich ein wenig allein mit dem jungen Menschen rede.“ Der Doctor und der Ordensmann entfernten sich.

III. KAPITEL.

Estevanille's Unterredung mit Herrn Damien.

„Nun, laß hören,“ sagte mein Oheim, als wir allein waren; „wo bist du denn seither in der Welt herum gekommen? Dem Ansehen nach stehst du nicht übel mit dem Glücke.“ „Ich bin vergnügt,“ antwortete ich, „und bin nur gekommen, Sie wieder zu sehen. Ich habe den Hof des Herzogs von Ossona verlassen, um meinen lieben Oheim noch vor seinem Ende zu sehen.“

„Dafs dich!“ versetzte Herr Damien; „was bist du denn bey dem Herzoge gewesen?“

„Ich war Anfangs Edelknabe, und jetzt bin ich einer von seinen Stallmeistern. Seine Excellenz haben mir die Erlaubniß gegeben, nach Spanien zurück zu kehren, damit ich Sie besuchen könnte.“

Mein Oheim schien nicht wenig verwundert, und ich fuhr fort, ihm einen Ro-

man von meinem Aufenthalte in Italien zu erzählen. „Willkommen denn in Spanien, lieber Neffe!“ rief mein Oheim; „ich sehe, daß du ein Mensch von guten Grundfätzen bist. Gott sey Dank, daß du noch früh genug eingetroffen bist, ehe ich dem Dominicanerkloster mein Testament zugestellt habe.“

Ich küßte meinem Oheim bey diesen Worten die Hand, und dankte ihm für seine guten Gefinnungen. „Gonzalez,” fuhr der gute Mann fort, „ich bin völlig entschlossen, dir alle mein Vermögen zu hinterlassen; deine Schwester Inesille soll keinen Heller davon kriegen. Das Ding war kaum vierzehn Jahre alt, als es mit einem lumpigen Officiere davon lief; und seit der Zeit hat sie sich im geringsten nicht um mich bekümmert. Sie verdient gar nicht, daß ich an sie denke.“

Ich konnte es nicht über's Herz bringen, meinem Oheime zu widersprechen. Ich gestand, daß mir die Aufführung meiner Schwester sehr mißfalle, und es wirkte so gut, daß in dem Testamente gar kein Wort von dem armen Mädchen vorkam. Mein

lieber Oheim hatte nun nichts mehr zu thun, als zu sterben, um seine Güte für mich vollkommen zu machen. Er ging in kurzer Zeit aus der Welt, und ich nahm unverzüglich Besitz von seiner Habschaft, die wohl zwanzig tausend Ducaten betragen haben mochte.

Ich stand nun nicht lange an, einen Entschluß zu fassen. Nachdem ich all mein Gut in schöne Pistolen und Dublonen umgeschmolzen hatte, verließ ich Murcia. Mein Gefolge bestand aus einem Bedienten und einigen Maulthieren, die mit meiner ganzen Erbschaft bepackt waren, und so nahm ich den Weg nach Madrid.

IV. KAPITEL.

Gonzalez in Madrid.

Ich logirte mich im Sonnenthore ein, wo die erste Person, die mir begegnete, Dom Ramirez de Prado war. Ramirez umarmte mich, und fragte, was mich nach Madrid brächte. „Die Schönheit dieser

Stadt," antwortete ich: „mir kommen alle Städte der Welt in Vergleichung mit Madrid wie Dörfer vor, und ich glaube, daß sie der einzige Ort ist, wo ein feiner Mann muß leben und sterben wollen." Meine Antwort machte Prado lachen. „Sie werden eine Unbequemlichkeit finden," sagte er, „die Ihr Vergnügen ein wenig vergällen wird. Es gibt Unterhaltungen genug in Madrid, das ist wahr; nur Schade, daß sie etwas theuer zu stehen kommen. Man muß sie durchaus mit Gold aufwiegen können." „Nun bey meiner Treue," sagt' ich, „das kann ich nicht." „Ich auch nicht," antwortete er; „denn so gut gefüllt auch mein Beutel war, als ich nach Madrid kam, so ist doch schon die Hälfte weg; und ohne einen glücklichen Zufall, der mich gescheidter gemacht hat, würd' ich auch den Rest nicht lange mehr in der Tasche behalten."

„Ich wäre wohl begierig," sagte ich, „zu hören, was für ein Zufall dieß war." „Ich kann Ihnen meine ganze Geschichte erzählen," antwortete mir Prado, „wenn Sie mir auf mein Zimmer folgen wollen."

Wir gingen dahin , und mein Freund fing seine Geschichte an.

GESCHICHTE

DES DOM RAMIREZ DE PRADO.

Ich war noch ein Kostgänger bey dem Doctor Canizarez , als ich mich dem Frauenzimmer zu ergeben anfang. Donna Dalfa war meine erste Liebschaft. Man nannte sie damahls nur die schöne Wittwe , und sie hatte immer einen Hof von jungen Leuten aus guten Häusern um sich. Wer nicht der schönen Wittwe zu gefallen kam , kam aus Liebe zu ihrer Nichte. Vermuthlich setzten die Damen meine Zechen auf die Rechnung der reichen Gelbschnäbel , die ich ihnen zuführte ; denn ich ward immer gut aufgenommen , ohne etwas zu bezahlen.

„Es ist überflüssig , daß Sie mich daran erinnern , Dom Prado ,“ sagte ich lachend ; „ich weiß zu gut , wie viel Dublonen mich diese gastfreyen Damen gekostet haben.“

Lassen wir es denn gut seyn , fuhr Prado fort. Ich wiederholte meine Besuche so oft als möglich , was auch Cani-

zareze that, um mich abzuhalten. Der Doctor schrieb endlich an meinen Vater, und ich erhielt in kurzem einen Brief von Corita mit dem Befehle, mich unverzüglich bey Dom Balthasar einzufinden. Ich gehorchte, ohne mich zu bedenken.

Mein Vater empfing mich gütiger, als ich erwarten konnte. „Ich habe dich nicht zurück gerufen, mein Sohn,“ sagte er, „dir Vorwürfe zu machen. Du bist kein Kind mehr, und weißt nun genug, um die Absichten, die ich mit dir habe, zu erfüllen. Ich bin gesonnen, dich in die Rechtskammer des Staatsrathes zu bringen. Dom Rodrigue de Calderone ist mein Freund, und es wird nicht schwer mit deiner Beförderung seyn. Ich habe dem Staatssecretäre davon geschrieben: Dom Rodrigue antwortet mir, daß er dich als den Sohn seines besten Freundes aufnehmen würde. Es kommt nun auf dich an, ob du Neigung zu einem solchen Platze hast: wäre dir der Soldatenstand lieber, so kann Dom Rodrigue, der zugleich Capitän der deutschen Garde ist, auch darin vieles thun.“

Nach ungefähr zwey Monathen reiste

(Gonzalez, II, Th.)

B

ich nach Madrid ab, wo mich Dom Rodrigue sehr gut empfing. Da ich noch unschlüssig war, was für einen Stand ich wählen sollte, so versicherte er mich, daß ich in jedem Falle auf ihn würde rechnen können.

Ich beobachtete nun die Beamten der Rechtskammern so gut, als die Officiere der Leibwache, um zu finden, auf welche Seite ich mich neigen sollte. Ich blieb lange unentschlossen; endlich aber erhielt der Soldatenstand den Vorzug. Ich erklärte mich gegen Dom Rodrigue, und erhielt nach zwey Monathen eine Fahne.

Es kostete mich nicht viel, mit meinen Amtsgenossen Bekanntschaft zu machen. Unter andern lernt' ich einen Deutschen, mit Nahmen Steinhart, kennen, der Lieutenant bey der Garde war. Obschon dieser Mann nahe bey dreyßig Jahre hatte, so war er doch nicht viel klüger als ich. Wir verthaten in guter Freundschaft das Geld, das wir von unseren Vätern erhielten.

Er führte mich bey zwey Schwestern, Genueserinnen von Geburt, ein, die neulich zu Madrid angekommen waren, und

unter der Aufsicht einer Base lebten. Ich glaubte meine alte Freundin Dalfa zu sehen, als mir die Base zu Gesichte kam. Sie gefiel mir, so lange ich ihre schönen Nichten noch nicht gesehen hatte. Die Reitze dieser jungen Sonnen verlöschten alle anderen Eindrücke in mir. Wenn mich der feine Anstand der älteren rührte, so ward ich durch die Lebhaftigkeit der jüngeren entzückt. Ich war so verwirrt, daß ich Steinharten nicht sagen konnte, welche von beyden mir besser gefiele. Die eine, dacht' ich, auf die Werktage, die andere auf die Feyertage. Ich gestand ihm jedoch endlich, daß ich Theodoren, so hieß die ältere, wählen würde, wenn ich ja nothwendig für eine entscheiden müßte. „Das ist vortrefflich!“ rief der Deutsche; „mich hat Ines gefangen: wir werden also einander nicht in's Gehäge kommen.“ Wir machten nun einen ordentlichen Plan auf die Eroberung der schönen Schwestern.

Unser nächster Besuch war von der zärtlichen Art. Wir spielten die süßen Herren so gut wir konnten, aber wir waren mit

unserem Glücke nicht besonders zufrieden. „Diese Ines,“ sagte Steinhart, als wir uns nach Hause begaben, „macht die Spöttelrinn besser, als mir lieb ist. Meine rührende Bewerbung hat wenig Eindruck auf sie gemacht.“ „Ich bin mit alle meiner Redekunst,“ sagte ich, „nicht weiter gekommen; Theodora ist kalt, wie Eis.“ „Lass sie nur machen, Freund Prado!“ antwortete der Lieutenant, „sie sollen bald wärmer werden. Mir ist bey keiner Spröden bange, wenn sie nur nicht langweilig ist.“

Steinhart hatte Recht; die Genueserinnen zeigten sich von Tage zu Tage folgsamer. Die schäkernde Ines wurde ernsthaft, und die kaltsinnige Theodora empfindlich. Wir waren freylich nicht knickerisch, und unsere Geschenke mochten wohl noch etwas mehr als unsere Verdienste ausgerichtet haben. Das Schlimmste bey der Sache aber war, daß wir beyde, ohne zu wissen wie, wirklich verliebt wurden. Ines brachte ihren Steinhart unvermerkt so weit, daß er ihr die Ehe versprach. Ich hielt etwas standhafter aus, bis es auch mir un-

möglich ward, den Reitzungen, und den Thränen meiner Theodora länger zu widerstehen. Wir waren also Bräutigame, ehe es sich jemand hätte träumen lassen.

In diesen Umständen waren wir in die Nothwendigkeit versetzt, allen Aufwand im Hause zu tragen; wir wollten aber auch unsern Rechten nichts vergeben. Wir bathen daher die Base, zwey Männern, die das Haus öfters besuchten, und uns überlästig waren, den Abschied zu geben. Es war ein Oberhofmeister vom Hofe, und ein alter Ordensritter. Die gute Base bewilligte uns dieses Opfer, und wir thaten uns darauf viel zu Gute.

So lagen die Sachen, als ich einen Brief aus Corita erhielt, worin man mir meldete, daß mein Vater sterbenskrank sey. Dom Rodrigue gestattete mir ohne weiters abzureisen, und nun stieg ich, Trotz der Ohnmacht, die Theodoren bey dieser Nachricht befiel, und Trotz der Thränen, die sie vergoß, zu Pferde, und begab mich eiligst nach Corita. Ich traf Dom Balthasar wirklich so übel an, daß er in einigen Stunden seinen Geist in meinen Armen aufgab.

So nahe mir sein Tod ging, so tröstete mich doch der Besitz eines ansehnlichen Vermögens, das er mir hinterlassen hatte, bald genug. Ich war nun auf ein Mahl Herr von funfzig tausend Thalern. Ich gab ein Landgut in Pachtung für jährlich tausend Thaler, und machte alles Übrige zu Gelde. Das Verlangen, meine Theodora wieder zu sehen, machte mich vergessen, daß ich Ihnen, mein lieber Gonzalez, versprochen hatte, Abschied zu nehmen. Ich ging durch Salamanka, ohne jemanden zu sehen.

Bey meiner Ankunft in Madrid hatt' ich keine andere Sorge, als mich um Theodorens Aufführung zu erkundigen. Steinhart versicherte mich, daß sie sich meine Abwesenheit sehr zu Herzen genommen, und ein recht einsames Leben geführt hätte. Ich war voll Freuden über diese Nachricht, und mehr als jemahls entschlossen, ihr Wort zu halten.

Theodora bezeigte sich der Erzählung meines Freundes gemäß. Sie schien ganz entzückt über meine Rückkunft. Was nur immer ein glücklicher Erbe seiner Gebie-

therinn zu Ehren thun kann, that ich. Ich setzte meiner Freygebigkeit keine Schranken, bis ich zu merken anfang, daß schon die Hälfte meines Geldes weggeschmolzen war. Dessen ungeachtet würde dieß nur wenig geändert haben, wenn wir nicht ganz unvermuthet eine Entdeckung gemacht hätten. Die gute Base, die uns die Aufopferung des Oberhofmeisters und des Ordensritters so hoch angerechnet hatte, war so geschickt gewesen, diese Herren in ihr Haus zu führen, so bald wir uns daraus entfernt hatten.

Wir waren beyde so aufgebracht, daß wir in der ersten Hitze nichts Geringeres im Sinne hatten, als das Haus anzustecken, und unsern Nebenbuhlern die Degen durch den Leib zu jagen. Nach einiger Befinnung fanden wir jedoch für besser, uns mit etwas weniger Lärmen aus dem Handel zu ziehen. Wir entschlossen uns von dem ganzen Abenteuer zu schweigen, und die Treulosigkeit dieser Betrügerinnen mit Verachtung zu strafen.

Hier beschloß Dom Ramirez seine Erzählung. „Diese Begebenheit,“ sagte er,

„gab mir zu vielen Betrachtungen Anlaß, und war Ursache, daß ich mich aller Liebschaften völlig ent schlagen habe. Ich habe nun keine eigentlichen Abenteuer mehr, und mein Beutel befindet sich recht wohl dabey.“

„Ich gratulire,“ sagte ich; „aber Ihr Freund Steinhart, was ist aus dem geworden?“ „Vor drey Wochen,“ antwortete Prado, „ist er nach Deutschland abgereiset; ich habe noch keine Nachricht von ihm. Nur dieß weiß ich, daß er die Liebe so überfätt hat, wie ich; und Sie würden gut thun, Gonzalez, wenn Sie sich ähnliche Erfahrungen ersparen wollten.“

V. KAPITEL.

Tischgesellschaft des Estevanille, und ein Streit, den er mit einem Gaste hat.

Der Wirth unterbrach uns mit der Nachricht, daß die Herren, die gewöhnlich da speißen, schon beysammen wären, und daß man sogleich auftragen würde. „Ist

Dom Caspar von Messagna auch dabey?" fragte ihn Prado. „Er ist eben gekommen," antwortete der Wirth. „Desto besser!" sagte mein Freund: „wir werden mit einem Originale essen, das uns belustigen soll. Seyn Sie darauf gefasst, Gonzalez, einen der albernsten Menschen zu sehen. Es ist ein Strohjunker aus der Gegend von Alkala, dessen ganzes Vermögen in einer elenden Hütte, und etwa drey Morgen Landes besteht. Der Bursche bildet sich mehr auf seinen Reichthum ein, als ein Grand von Spanien. Wenn er von ungefähr um sein Schloß, wie er es nennt, eine Partie Jäger antrifft, so hat er die Unverschämtheit zu sagen: „Meine Herren, ich bitte das Jagdrecht in Acht zu nehmen; daß Sie sich nicht etwa auf meinen Ländereyen treffen lassen. Dieser einfältige Tropf," fuhr Prado fort, „hat den Mund von nichts voll, als von seinem Adel. Er gibt sich für einen Abkömmling, ich weiß nicht von was für einem uralten Könige aus, und rühmt sich, mit den größten Herren der Monarchie verwandt, oder wenigstens verschwägert zu seyn."

Ich war ein wenig begierig, diesen Dom Caspar von Mellagna kennen zu lernen. Wir gingen in den Speisesaal, und setzten uns zu Tische. Die Gesellschaft schien mir ziemlich gemischte Waare zu seyn. Ein kleiner Mensch von ziemlich schlechtem Ansehen hatte so viel Sonderbares und Lächerliches an sich, daß ich nicht umhin konnte, den Dom Caspar hinter ihm zu vermuthen. So bald er den Mund aufthat, erfuhr ich, daß ich mich nicht geirrt hatte. „Ich bitte, meine Herren,” fing er an, „ein wenig stille zu seyn; ich hab’ Ihnen etwas zu erzählen, was man mir heut früh im Cercle bey Hofe gesagt hat. Einer von meiner Anverwandten und besten Freunden, ein Grand vom ersten Range, hat es mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit vertraut. „Herr Vetter,” sagte er zu mir, „es ist mir lieb, daß ich Sie hier antreffe, um Ihnen eine Neuigkeit mitzutheilen, die man noch nicht öffentlich will wissen lassen.” Er nahm mich auf die Seite, und flüsterte mir in’s Ohr: „Ossona ist von der Statthalterschaft zurück berufen; man beschuldigt ihn einer Verun-

treuung der königlichen Gelder, und ich weiß nicht wie viel anderer Verbrechen, von denen er sich schwerlich wird mit Ehre los machen können. Sehen Sie da, meine Herren," fuhr Dom Caspar fort, „von Wort zu Worte, was mir mein Vetter gesagt hat. Ich muß gestehen, ich habe fast einerley Meinung von dieser Sache, und ich glaube nicht, daß Oßona mit dem bloßen Verluste seiner Bedienung durchkommen wird. Wenn man ihm ein Mahl einen Prozeß an den Hals wirft, so stehe ich nicht für sein Leben."

Mich verdross dieses naseweise Geplauder, so wenig ich auch Ursache hatte, dem Herzoge für meine Person verbindlich zu seyn. „Mein Herr!" fiel ich dem Messagna in die Rede, „geben Sie Acht, was Sie da reden. Sie sollen wissen, mein Herr, daß der Herzog einer der größten Männer ist, die Sicilien jemahls gesehen hat. Fragen Sie jeden Sicilianer, und Sie werden hören, daß noch jedermann auf der ganzen Insel seinen Verlust bedauert."

Dom Caspar sah mich mit einer stolzen und verächtlichen Miene an, und antwor-

tete: „Ich hätte nicht vermuthet, daß sich hier ein Vertheidiger des Herzogs finden würde. Sie sind allem Ansehen nach einer von den Freunden, die für gutes Geld gut oder übel von ihren Helden sprechen.“ „Herr,“ versetzte ich, „einen Menschen, wie Sie, wäre es überflüssig zu bezahlen, daß er anderen Böses nachredet.“ „Ihr seyd sehr vermessen, junger Herr, daß Ihr Euch unterstehet, einem Manne, wie mir, zu widersprechen,“ rief Messagna. „Und Ihr sehr unverschämt, Herr Strohjunker,“ sprach ich, „daß Ihr Euch an einen Herrn wagt, dem Ihr Ehrerbiethung schuldig seyd.“ „Bursche,“ schrie Dom Caspar, „ich wollte dich lehren, wie man mit meines gleichen umgeht, wenn mich nicht die Achtung für diese Gesellschaft zurück hielte.“ „Wer? Ihr?“ rief ich dagegen, und stand in voller Wuth auf: Kommt heraus, wenn Ihr das Herz habt!“ Messagna that, als nähme er meine Aufforderung an: aber die ganze Gesellschaft schlug sich in's Mittel, und nöthigte uns wieder niederzusitzen.

Man wird sich vielleicht über meinen

Muth wundern, den man eben an mir nicht gewohnt ist. Die Wahrheit aber ist, daß ich wohl merkte, Caspar habe noch weniger Herz, als ich. Wir setzten uns also wieder zu Tische, und warfen uns wüthende Blicke zu, als ein Paar Leute, die man wider Willen aus einander gebracht hat. Nach dem Abendessen stand die Gesellschaft auf, um fortzugehen. Dom Caspar drohte mir mit dem Finger, als er aus dem Saale ging, und ich that dasselbe. Unsere Tischgenossen besorgten einen neuen Ausbruch. Ramirez begleitete mich deswegen auf mein Zimmer, und einige andere führten Dom Casparn nach Hause. So hatte ich unvermutheter Weise ein gutes Vorurtheil für meine Herzhaftigkeit erweckt, so zwar, daß ich mir selbst einbildete, mehr Muth zu haben, als ich vorhin gewußt hatte. Ich konnte nicht schlafen, da ich zu Bette gegangen war, und hatte nun Zeit über den Vorfall nachzudenken. Bey dieser Gelegenheit wurde ich wieder nach und nach inne, daß ich eben nicht beherzter wäre, als vormahls; denn ich fing an zu fürchten, Mellagna

möchte mir den nächsten Morgen eine Ausforderung schicken.

Ich brachte die Nacht sehr unruhig zu. Prado befreyte mich aber in aller Frühe von meiner Furcht, indem er mir sagte, daß sich Dom Caspar vor Anbruch des Tages verloren hätte, ohne sich darum zu bekümmern, was man von seiner Entfernung denken würde. Er fing darauf an, sich über diesen feigen Kerl, und alle seines gleichen, lustig zu machen, und ich stimmte dabey ein, so gut es mein Gemüthszustand und mein Gewissen erlauben wollte.

VI. KAPITEL.

Gonzalez trifft Dom Enriquen de Bolagnos wieder an.

Dom Ramirez hatte für den Tag die Wache; ich war also allein, und nahm mir vor, den Hof zu besehen. Als ich mich so gut, als schicklich war, gekleidet hat-

te, ging ich aus. Eben wie ich in den Palast des Königs treten wollte, begegnete mir ein Herr, den ich sogleich für Dom Enriquen de Bolagnos erkannte. Ich ging auf ihn zu, und grüßte ihn auf eine freye, aber ehrerbiethige Art. Er besann sich leicht auf mich. „Estevanille hier!“ sagte er lächelnd: „seit wann bist du denn schon in Madrid? Man hat mir geschrieben, wie du aus den Diensten des Herzogs von Ossona gekommen bist; aber nach dem Anscheine zu urtheilen, bist du gegenwärtig in nicht weniger günstigen Umständen.“ „Der Schein betriegt Sie nicht, mein Herr!“ erwiderte ich. „Das Testament meines Oheims hat mich in den Stand gesetzt, für meine übrige Lebenszeit mein eigener Herr zu seyn.“

„Ich wünsche Ihnen Glück, Herr Gonzalez,“ sagte Dom Bolagnos. „Ich wäre wohl begierig, mehr von Ihnen zu hören. Sie werden mir ein Vergnügen machen, wenn Sie heute Mittags in meinem Hause speisen wollen.“ Ich dankte meinem alten Herrn für diese Ehre, und wir stiegen zusammen in seine Kutsche. Als wir in seinem

Haufe angekommen waren, bezeugte er mir alle Höflichkeiten, die unter gesitteten Leuten eines Standes gewöhnlich sind. Ich bath ihn, mir wenigstens durch irgend etwas das Verhältniß zu erkennen zu geben, in dem ich vormahls gegen ihn gestanden war. „Nun gut, mein Kind!“ sagte Dom Enrique; „so will ich denn dasjenige von meinen ehemahligen Rechten beybehalten, was mir und dir das angenehmste seyn müßte, Vertraulichkeit.“

Dom Bolagnos that hundert Fragen wegen Sicilien an mich. Ich erzählte ihm meine Geschichte haarklein, und was mir etwas ungewohnt geworden war, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten. Ich erinnerte mich mit Wärme an unseren gemeinschaftlichen Freund Quivillo, ließ meinem Grolle gegen den hinterlistigen Thomas freyen Lauf, und versicherte ihn, daß ich diesen Kammerdiener gänzlich aus dem Verzeichnisse meiner Freunde ausgeltrichen hätte.

Ich hatte kaum des Verzeichnisses erwähnt, als Dom Enrique aus vollem Halße zu lachen anfing. „Wie, Gonzalez?“

rief er; „wie ich sehe, so hast du mein Verzeichniß noch nicht vergessen.“ „Und werde es auch nie,“ fiel ich ihm in die Rede; „denn es ist das kräftigste Verwahrungsmittel gegen falsche Freunde.“ „Ich hab’ es seit dieser Zeit noch weiter getrieben,“ fuhr Dom Bolagnos fort; „ich habe auch meine Liebschaften auf diese Art auf die Probe gestellt.“ „Unvergleichlich!“ erwiderte ich; „daß heißt ich Bücher schreiben, die der Welt nützlich sind, wenn Sie ja, vergeben Sie mir diesen Ausdruck, Ihre Freunde daran Theil nehmen lassen.“

Enrique lächelte, und führte mich in seinen Bücherlaal, wo er mir ein Buch in die Hände gab, welches zwar dem Verzeichnisse seiner Freunde ähnlich sah, aber bey weitem nicht so wohl bey Leibe war. „Hier siehst du,“ sagte er, „die Liste meiner Schönen, deren Gröfse nur zu sehr anzeigt, wie früh ich mich dem schönen Geschlechte gewidmet habe.“

Ich schlug das Verzeichniß auf, und sah mit grossen Buchstaben den Nahmen Donna Clara von Cesperez.

„Diefs war gewiß Ihre erste Liebe?“

(Gonzalez, II. Th.)

C

sagte ich. „Ja,“ antwortete er mir. „Unsere Ältern waren Nachbarn und gute Freunde, und wir hatten völlige Freyheit im Umgange. Ich war noch nicht dreyzehn Jahre alt, Clara beynahe von gleichem Alter: dessen ungeachtet spann sich schon ein Liebesverständniß zwischen uns an. Allein Donna Clara hatte kaum die Sprache der Liebe reden gelernt, als sie mir auch schon wieder meineidig ward.“ „Dies ist eine frühe Erfahrung,“ sagte ich, indem ich das Blatt umschlug; der nächste Nahme, der mir in die Augen fiel, war Estelle von Boquita. „Diese Estelle,“ sagte Dom Enrique, „ist meine zweyte Geliebte gewesen. Sie war sehr schön. Ich hatte das Glück, ihr unter der ganzen Menge ihrer Anbether zu gefallen. Sie gestand es mir, und ich machte Anstalten zur Heirath. Da erschien ganz unverhofft ein Kaufmann, mit einer Million in den Händen, die er zu ihren Füßen zu legen bereit war, und Donna Boquita faßte ihn beym Wort.“

„Mit dieser Donna Eugenia von Alvarade,“ fuhr er fort, „deren Nahmen du hier siehst, wurde ich eben so geschwinde

einig. Den Abend vor unserer Vermählung verschwand sie mit einem Cavalier."

„Ich glaubte nun Erfahrungen genug gemacht zu haben, um, wo nicht auf immer, doch auf lange Zeit, vor den Anfechtungen der Liebe sicher zu seyn. Inzwischen sah ich nach etwa sechs Monaten Donna Helena Pacheco, und war verliebter als jemahls. Nicht weniger als zwanzig Nebenbuhler machten mir ihr Herz streitig; sie opferte mir alle auf. Es wurden wieder Anstalten zu unserer Hochzeit gemacht. Unter der Zeit träumt meiner Braut, daß sie mich zu den Füßen einer artigen Dame sieht, die mich zu begünstigen scheint. Sie fährt zusammen, erwacht, und entschliesst sich, einen Menschen, vor dessen Untreue sie der Himmel warnet, aufzugeben. Das Zureden ihrer Freunde, die zärtlichsten Erklärungen meiner Treue vermochten nichts gegen dieses eigensinnige, aber lächerliche Vorurtheil, und unsere Heirath zerfchlug sich."

Ich konnte nicht umhin über diesen charakteristischen Zug einer schwärmerischen Einbildungskraft von Herzen zu lachen.

Wir wollten in unserm Verzeichnisse fortfahren, als zwey von Enriquens Freunden herein traten. Die Liste wurde also für dieß Mahl bey Seite gelegt.

VII. KAPITEL.

Wer die beyden Herren waren, und was sie zu Dom Bolagnos führte.

Diese Herren hatten den Orden von St. Jacob. Als sie ins Zimmer traten, und mich bemerkten, zogen sie Dom Bolagnos zur Seite, und sagten ihm etwas ins Ohr. Ich glaubte nun in der Gesellschaft überflüssig zu seyn, und beurlaubte mich von Dom Enrique, der mich bath, so bald als möglich wieder zu ihm zu kommen.

Als ich auf der Gasse war, sah ich die Bürger in kleinen Haufen bey einander stehen, und sich auf eine sehr geheimnißvolle Art, aber ungemein hitzig, unterreden. Ich fragte bey meinem Eintritte im Gasthose den Wirth, ob er nicht wüßte,

warum das Volk in Bewegung zu seyn
schiene. „Das Ganze ist,“ antwortete er
kaltfinnig, „das man sagt, der Herzog von
Lerma werde seinen Platz verlieren. Was
mich betrifft, so wünsche ich, daß es nur
ein falsches Gerücht sey; man hört über-
haupt mehr Gutes, als Böses von ihm,
und am Ende weiß man doch nie, was
Ärgeres nachkommt.“

Ich wußte mir nun den Besuch der bey-
den Ordensritter bey Dom Prado zu er-
klären. Inzwischen kam Dom Enrique aus
der Stadt zurück. Er sah finster und tief-
finnig aus. „Sie sind verdrießlich,“ sagte
ich; „was fehlt Ihnen?“ Anstatt mir zu
antworten, führte er mich auf sein Zim-
mer. Er nöthigte mich niederzusitzen,
nahm einen Stuhl, und setzte sich mit ei-
nem tiefen Seufzer neben mir. „Was fehlt
Ihnen denn?“ fragte ich noch ein Mahl.
„Sie beunruhigen mich.“ „Ich habe eine
Zeitung gehört,“ antwortete Prado, „die
mich heftig angegriffen hat. Ich komme
von Dom Rodrigue de Calderona; alle
seine Bedienten sind in äußerster Bestür-
zung. Ein alter Kammerdiener, der Ver-

traute seines Herrn, und mein Freund, entdeckte mir, daß der Herzog von Lerma in Ungnade gefallen ist. Der eigene Sohn des Herzogs hat es bey dem Könige dahin gebracht, seinen Vater vom Hofe zu entfernen. Lerma ist befehligt, sich nach einem ihm anständigen Orte von Spanien zu begeben, um daselbst die Überbleibsel der königlichen Gnade in Ruhe zu genießen."

„Sie wissen vielleicht nicht," setzte Ramirez hinzu, „daß Lerma's Fall auch den Fall des Dom Rodrigue nach sich zieht, und daß damit mein eigenes Glück zu Ende ist."

Ramirez fiel nach diesen Worten wieder in ein trauriges Stillschweigen. Ich erinnerte ihn, daß die Nachricht von der Ungnade des Herzogs doch noch übereilt seyn könnte. „Ich wünsche nichts mehr," versetzte Ramirez; „nicht so sehr meiner wegen, als aus Zuneigung zum Dom Calderona."

Prado ersuchte mich hierauf, ihm beym Abendessen Gesellschaft zu leisten. „Ich mag in dem Zustande, worin ich bin,"

sagte er, „nicht gern unter mehreren seyn. Vermuthlich würde man nur vom Herzoge zu reden haben.“ Ich willigte gern ein. „Vielleicht,“ sagt’ ich, „könnte Ihnen ein anderer Messagna Gelegenheit geben, für Dom Rodrigue mehr zu thun, als ich für den Herzog von Ostona gethan habe.“

VIII. KAPITEL.

Eine Veränderung am Hofe. Estevanille und Dom Ramirez trennen sich.

Der Lärm wegen des bevor stehenden Falles des Herzogs von Lerma fing sich nach und nach wieder zu legen an, als ungefähr zwey Monathe darnach König Philipp der Dritte starb. Man erfuhr, daß sein Sohn den Dom Caspar von Gussmann, Grafen von Olivarez, an Lerma’s Stelle zum ersten Staatsrathe erwählte hätte.

Der neue Staatsrath liefs sich merken, daß er seine Dienste auf den Umsturz der

Einrichtungen seines Vorgängers bauen wollte. Er machte den Anfang damit, daß er alle Personen, die ihm nicht geneigt schienen, vom Hof' entfernte; Calderona war einer der ersten unter denselben. Er zog sich ziemlich ruhig nach Valladolid zurück, in der Meinung, daß man ihn von seinen Reichthümern ungestört würde Gebrauch machen lassen. Er war aber kaum angekommen, als eine Commission gegen ihn beordert wurde, die ihn nach einer kurzen Untersuchung zum Tode verurtheilte.

Die Kreaturen des Dom Calderona verloren insgesammt ihre Stellen. Ramirez war mit unter ihnen; er ward des Hoflebens so überdrüssig, daß er sich kurz entschloß, nach Corita zu gehen, um von den tausend Thalern Renten, die ihm seine Verschwendungen übrig gelassen hatten, zu leben. Er nahm Abschied, und sagte mir auf ewig Lebewohl.

IX. KAPITEL.

Eslevanille macht eine neue Bekanntschaft.

Die Abreise des Dom Ramirez machte mich auf einige Tage traurig. Um mich zu zerstreuen, besuchte ich öfters ein Kaffeehaus, den Sammelplatz müffiger Leute von einigem Stande. Da ich ein Mahl mein Frühstück nahm, kam ein Mensch von sehr gutem Aussehen herein, und setzte sich neben mir. Wir ließen uns in ein Gespräch ein. Mein Gesellschafter sprach sehr gut. Er schien ein aufgeweckter Kopf zu seyn; ein wenig spöttisch, aber sein Spott beleidigte nicht. Wir wurden innerhalb acht Tagen recht gute Freunde. Ich erzählte ihm meine Begebenheiten, und er gab mir seine Geschichte zum Besten.

GESCHICHTE

DES DOM MARCOS DE GIRAFA.

Dom Vincent von Girafa, fing er an, war mein Vater; er setzte sich in Oviedo in Ruhe, nachdem er zwey Drittheile von

seinem Leben und seinem Erbgute im königlichen Dienste aufgeopfert hatte. Er heirathete, und ich war die einzige Frucht seiner Ehe. Man suchte mir einige Erziehung zu geben. Unter andern hatte ich einen vortrefflichen Zitterspieler zu meinem Meister; ein wenig Musik, und einige Kenntnisse in den schönen Wissenschaften machten meine ganze Geschicklichkeit aus.

Ich war siebzehn Jahre alt, als mich mein Vater ausstattete, um in Madrid das Glück eines halb begüterten Edelmanns zu suchen.

Mein Vater gab mir funfzig Pistolen auf die Reise, und einen guten Rath, den er für noch etwas Besseres hielt. „Du hast einen Fehler an dir,“ sagte er, „gegen den du wohl auf der Huth seyn mußt. Du lachst zu oft, und machst sogar andere lachen, ohne zu bedenken, daß du ein Spanier, und von Adel bist. Sey allezeit ernsthaft, und verliere deine Fassung nicht, wenn du auch noch so spaßhafte Dinge vor dir hast.“ Ich machte mich mit dieser guten Lehre und meinen Pistolen auf den Weg nach Madrid, wo ich in acht Tagen ankam.

Ich nahm meinen Aufenthalt in einem Gasthofs in der Gasse von Toledo. Mein Wirth war ein Männchen von der Höhe eines Lappländers: seine Figur hatte ihm den Zunahmen Monillo, oder des kleinen Affen, zuwege gebracht. Dieser Monillo war ein so lustiger Bruder, daß die ganze spanische Ernsthaftigkeit Gefahr lief, sich bey ihm zu vergessen. Ich wenigstens konnte ihn nicht ansehen, oder reden hören, ohne zu lachen. Bey alle dem war er ein Mann, der einem wohl einen guten Rath zu geben wußte. Als er hörte, in welcher Absicht ich nach Madrid gekommen wäre, trug er mir an, mich mit einem Manne bekannt zu machen, dessen Gewerbe es sey, junge Leute in großen Häusern unterzubringen. Ich dankte ihm, sagte aber, daß es noch keine Eile damit hätte. „Ich verstehe,“ erwiederte Monillo; „Sie wollen erst Ihre Mutterpfennige los schlagen. Nehmen Sie sich nur vor den gutthätigen Schwestern in Acht.“

Schon als ich das erste Mahl im Prado spazieren ging, hatte ich Ursache, mich an den guten Rath meines Wirthes zu er-

innern. Ich fand ein liebliches Mädchen in Begleitung einer Alten da; das hübsche Kind setzte mir mit ihren Blicken so zu, daß ich mich nicht erwehren konnte, ihr zu folgen. Sie wußten mich so geschickt auszufäckeln, daß ich schon nach einigen Tagen genöthigt war, den Monillo zu bitten, er möchte mich nur zu dem alten Manne führen, der jungen Leuten Unterhalt verschaffen könnte. Wir gingen hin, und fanden eben zwey andere bey ihm, die er bald abfertigte.

Monillo stellte mich dem Herrn Cortez, so hieß der Mann, als einen jungen Menschen aus gutem Hause vor, der gekommen wäre, in Madrid sein Glück zu machen. Cortez versprach mir die Stelle eines Edelknaben bey dem Marquis von Astorga. Ich fragte, was ich ihm für seine Mühe schuldig wäre. „Sehr wenig!“ versetzte Cortez; „eine Edelknabenstelle kommt überhaupt nicht hoch bey mir zu stehen; und da Sie mir mein Freund Monillo empfohlen hat, so sollen zwey Dublonen genug seyn.“

Ich erlegte die zwey Dublonen, die fast

den ganzen Überrest von meinem Gelde ausmachten, und des folgenden Tages wurde ich nach dem Pallastie von Astorga, einem der schönsten in Madrid, geführt. Ich gefiel dem Haushofmeister, und erhielt auf der Stelle die Edelknabenkleidung.

Der Marquis von Astorga war ein sehr lebenswürdiger Mann. Kein Mensch ging ungetröstet von ihm; denn er war unerschöpflich in der Kunst, auf eine gute Art zu versprechen, nur kam es selten zum Worthalten. Unter andern hatte sich ein Mensch an mich gemacht, um sich die Empfehlung des Marquis zu einem Amte zu verschaffen. Er both mir hundert Pistolen, und ich hatte die Dreistigkeit, meinen Herrn zu bitten, daß er sich um diesen Menschen annehmen möchte. „Mit Vergnügen, mein Freund!“ sagte mein Herr auf die gefälligste Art von der Welt. „Du kannst deinen Mann versichern, daß er die Stelle erhalten soll. Ich will sie mir von dem Minister eigens für ihn ausbitten.“

Es verging ungefähr ein Monath, eh' ich mich unterstand, meinen Herrn an sein Versprechen zu erinnern. Da mir endlich

die Zeit zu lang ward, liefs ich mir eines Tages einkommen, ihm die Person vorzustellen, der ich so gern für ihre hundert Pistolen gedient hätte. Mein Herr stellte sich an, als ob er über seine Vergesslichkeit ärgerlich wäre, und schwor, daß er das erste Mahl, da er den Minister sprechen würde, seinen Fehler gut machen wollte. Ich wartete aufs neue einen Monath. Als ich mich aber hierauf keinen Schritt weiter sah, faßte ich einen Widerwillen gegen den Dienst des Marquis, und beschloß, mir einen Herrn zu wählen, der weniger verspräche, und mehr hielte. Ich wendete mich also an meinen alten Dienstkuppler, und erhielt für zwey neue Dublonen sein Wort, daß ich zu dem Grafen von Orgas kommen sollte. „Nur muß ich Ihnen sagen,“ setzte er hinzu, „daß es ein etwas sonderbarer Mann ist; er ist fähig, diejenigen, die ihn um etwas bitten, rauh zu behandeln, und doch thut er, was ihm möglich ist, um ihnen zu willfahren.“ „Desto besser!“ sagte ich; „so ist er gerade mein Mann.“

Ich fand den Grafen, wie er mir war be-

schrieben worden. Er war der gutherzigste Murrkopf, und vielleicht der freygebigste Herr von Spanien. Ich würde mein Glück bey ihm gemacht haben, wenn ich mich nicht unbesonnener Weise mit einem jungen Kammermädchen seiner Frau in eine Liebschaft eingelassen hätte. Das Mädchen schien mich zu begünstigen: ich hatte aber einen Nebenbuhler, der mit seinem Glücke nicht weniger zufrieden war. Dieser Mensch, einer von des Grafen Kammerjunkern, erfuhr etwas von meinem Liebesverständnisse, und forderte mich auf den Degen. — Ich eilte nach dem bestimmten Platze. Wir zogen die Degen, und machten uns fertig, ein heftiges Gefecht anzufangen, als der Kammerjunker seiner Wuth auf ein Mahl Einhalt that. Er fand für gut, mir Friedensbedingungen vorzuschlagen, und ich war eben so bereitwillig, die Gründe der Vernunft anzuhören. Wir umarmten uns, und gingen als gute Freunde aus einander. Indessen hatte der Graf von unserem Zwiste gehört, und wir mußten beyde unverzüglich aus dem Hause.

Ich nahm meine Zuflucht zu meinem

Freunde Monillo, der mich bald bey dem Herzoge von Pegnaranda unterbrachte. Dieser Grand war, was die Liebe betrifft, in gerader Linie von dem mannhaften Ritter Dom Quixotte abstammt: er war seiner Dame in tiefster Ehrfurcht ergeben. Die Schöne verkaufte ihm die Gefälligkeit, seine wunderlichen Grillen anzuhören, sehr theuer; er machte einen ungeheuern Aufwand, um ihr zu gefallen, und dessen ungeachtet sagte man sich in die Ohren, daß sie ihm eben nicht sehr treu wäre. Mein Herr würde sich aber als ein wahrer irrender Ritter ein Verbrechen daraus gemacht haben, in die Tugend seiner Gebietherinn Zweifel zu setzen.

Der Herzog brauchte mich zu dem Bothschafter seiner Liebe. Die Dame warf ihre Augen auf mich; und nach kurzem zeigte sich, daß sie Lust habe, den Ritter für den Schildknappen aufzugeben. Eine alte Kammerfrau mußte es auf sich nehmen, meine Gefinnungen zu erforschen. Ich glaubte nichts zu wagen, wenn ich mich ein wenig verliebt anstellte, und ich ward zu einer entscheidenden Unterredung beschieden.

Die schöne Hortensia, so hieß das Frauenzimmer, machte nicht viel Umstände mit mir, vermuthlich weil sie mich für einen Neuling ansah. Sie fragte mich, ob ich sie liebte, und als ich es mit einer theils wahren, theils angenommenen Begeisterung bejahete, trug sie mir ohne viel Bedenken ihre Hand an.

Erschrecken Sie nicht, Freund Gonzalez, fuhr Dom Marcos fort; diese Hand war bare dreysig tausend Pistolen werth. Ich nahm also den Antrag mit allen Zeichen der Liebe und der Erkenntlichkeit an. Wir beschloßen sogleich, uns in meine Heimath zu begeben, und unsere Wohnung bey meinem Vater aufzuschlagen. Ich schrieb an ihn, seine Einwilligung zu erhalten, und er machte unter der Bedingung, daß es mit den dreysig tausend Pistolen seine Richtigkeit hätte, keine Schwierigkeiten. Es war nun nichts mehr übrig, als uns wirklich zu vermählen, und dieß geschah denn auch in aller Stille. Der Herzog von Pegnaranda lebte inzwischen in fester Meinung, daß Hortensia eben so verliebt in ihn, als seiner tugendhaften Liebe

treu wäre; und er war, ob er gleich nur ein Ehrenmitglied unter ihren Liebhabern vorstellte, nach seiner Art völlig glücklich. Wir fanden es jedoch für gut, ihn aus seinem Irrthume zu wecken, und machten Anstalten zur Abreise. Meine Frau schrieb folgendes Billet an ihn. „Wir müssen scheiden, theurer Herzog! Ich habe einen Traum gehabt, den ich für eine Warnung des Himmels ansehe, und der mein Herz von der Welt völlig los gemacht hat. Ich will mich in einem einsamen Aufenthalte begraben, und ein Leben der Buße widmen, das ich Ihnen länger nicht weihen darf. Leben Sie ewig wohl!“

Ich brachte dem Herzoge selbst den Brief. Er schien Anfangs sehr dadurch gekränkt; allein, da er die tugendhafte Entschliesung seiner Gebietherinn noch ein Mahl erwog, so ergab er sich in die Fügung des Himmels, und wünschte ihr glückliche Reise. Ich suchte mir sodann absichtlich etwas zu thun, das unserem Haushofmeister mißfiel, und erhielt, wie ich wünschte, meinen Abschied. Schon den nächsten Morgen in aller Frühe gingen wir von

Madrid ab, und langten mit einem Gefolge von vier Bedienten, und sechs reich beladenen Maulthieren, wohl behalten in meines Vaters Schlosse an.

Der gute Mann war sehr vergnügt mit der Gestalt seiner Schwiegertochter, und noch mehr mit ihrem kostbaren Brautschatze. Ich habe seit dem gefunden, daß ich mit Hortensien einen guten Kauf getroffen habe. Sie liebt mich auf das zärtlichste, und sie verdient es, daß ich ihr mein Glück verdanke. Ich bin hierher gekommen, einen Wechsel einzucassiren. Mein Geschäft ist abgethan, und ich eile meine Hortensia wieder zu sehen.

So endigte Dom Girafa seine Erzählung, und wir trennten uns mit dem Wunsche, uns wieder zu finden.

FÜNFTES BUCH.

I. KAPITEL.

Worin sich Estevanille gute Tage in Madrid macht.

Das Kaffeehaus, worin ich mit Dom Girafa Bekanntschaft gemacht hatte, war öfters in langweiligen Stunden mein Zufluchtsort. Ich lernte da die wunderlichsten Originale kennen, und besonders hatte ich meine Lust daran, immer ihrer zehn oder zwanzig durch einander plaudern zu hören. Wenn mir der Kopf von dem Getöse weh that, ging ich im Prado spazieren. Von Zeit zu Zeit machte ich mir auch eine Unterhaltung daraus, den Audienzsaal des Grafen von Olivarez zu besuchen, wo nicht selten merkwürdige Auftritte vorkamen. Das erste Mahl, z. B. als ich hinging, sah ich einen, der mir Thränen auspresste.

Ein Greis mit langem weissen Barte, und in einem ganz zerrissenen Rocke, erschien in dem Saale. Er stellte sich mit einer Bittschrift in der Hand vor den Staatsrath. „Was wollt ihr, guter Mann?“ sagte dieser zu ihm. „Gnädiger Herr,“ antwortete der Alte; „Sie haben bey der Thronbesteigung des Königs alle Gefängnisse öffnen lassen; ich komme eben aus dem meinigen, wo ich sechs und dreyßig Jahre versperrt gewesen bin.“ Bey diesen Worten liefs sich ein verworrenes Gemurmel in dem Saale hören, und der Graf fragte den Gefangenen ganz betroffen, warum er so lange in Banden gelegen hätte. „Ich weiß es nicht,“ versetzte der Greis: „nur so viel erinnere ich mich, daß man mir sagte, es sey auf Befehl des Königs, als ich vor sechs und dreyßig Jahren gefangen gesetzt wurde. Seit der Zeit bin ich niemahls zum Verhöre gekommen, und habe mit keinem Menschen gesprochen, als mit dem Wärter, der mir das Essen brachte. Mein Unglück vollkommen zu machen,“ setzte er hinzu, „suche ich, da ich endlich aus diesem Fegefeuer heraus

gekommen bin, meine Angehörigen, ohne eine Seele mehr zu finden. Ich hatte Vater und Mutter, eine Frau, und zwey Kinder; alle sind todt, oder verloren gegangen. Es ist mir nichts übrig, als zu betteln, wenn Sie kein Mitleiden mit mir haben."

Alle Umstehenden waren von Mitleid gerührt, und erwarteten in einem tiefen Stillschweigen die Antwort des Grafen. „Nun denn, mein Freund!" sagte er; „was verlangst du in deiner Bittschrift?" „Gnädiger Herr," antwortete der Alte, „ich bitte Euer Excellenz fußfällig, mich wieder in mein Gefängniß bringen zu lassen." „Ich verstehe dich," sagte der Graf. „Geh in deine Verwahrung zurück; der Kerkermeister soll dir auf meinen Befehl Kleidung und Wäsche, ein sauberes Zimmer, eine Stelle an seinem Tische, und die Freyheit auszugehen, wann du willst, geben." Der Graf fügte seiner Gnade noch einen kleinen Jahrgelt bey, um dem armen Manne sein langes Elend vergessen zu machen. Ich habe nachher gehört, daß der alte Mann sich seiner Freyheit auszugehen

fast niemahls bediente ; so wenig Theil nahm er an der übrigen Welt.

Ich habe gesagt , daß ich einen guten Theil meiner Zeit auf dem Kaffeehause zubrachte. Unter andern lernt' ich zwey Freunde kennen , deren Geschichte ich erzählen muß. Eines Tages traten zwey Officiere herein , wovon mir besonders einer in die Augen fiel. Es war ein großer Mann von sehr martialischem Ansehen ; den einen Arm trug er in einer Schlinge. Man sagte mir , daß er Capitän der königlichen Jäger wäre.

Vor etwa acht Tagen , erzählte man mir , wollte sich der Capitän in der Gegend von Quadalaxara mit der Jagd ergetzen ; er hatte ein Gefolge von zwey Jägern. Auf einem Feldstriche ritt ihm ein kleiner Mann mit grauen Haaren auf einem schlechten Klepper entgegen. „Mein Herr,“ sagte er sehr höflich , „Sie wissen ohne Zweifel nicht , daß Sie hier auf dem Grund' und Boden eines Edelmanns jagen , der nicht schuldig ist , es zu leiden.“ Der Capitän , der von Natur sehr heftig ist , sah ihn von oben bis unten an , und fragte ,

ob er wohl wisse, mit wem er rede. „Ja, mein Herr!“ antwortete der kleine Mann; „ich weiß, daß Sie Befehlshaber der Jägergarde sind, und bitte Sie, nicht mehr zu schießen.“ „Herr!“ fuhr ihn der Capitän an, „Sie drohen glaube ich gar, indem Sie diese Bitte thun! Und wenn ich sie denn nicht gewähre, so würden Sie mich wohl nöthigen, den Degen zu ziehen?“ „Es wäre mir leid, wenn es dahin kommen sollte,“ versetzte der Edelmann: „im Nothfalle müßte man sich aber freylich dazu entschließen.“

„Element!“ rief der Capitän, indem er ihm in's Gesicht lachte; „ich wäre wohl neugierig zu sehen, wie Sie dieß anfangen. Möchten Sie wohl eine Probe machen?“ „Von Herzen gern,“ antwortete der Alte, „wenn Ihnen ein Gefallen damit geschieht.“ Er stieg mit diesen Worten vom Pferde, band es an einen Strauch, und zog den Degen. Der Capitän vertheidigte sich Anfangs nur nachlässig: er merkte aber bald, daß er sich in seinem Gegner geirrt habe. Er bekam eine Wunde im Arm, die ihn hinderte, das Gefecht fort-

zufetzen; er faß auf, und galoppirte gegen Madrid zurück. Auf dem Wege erfuhr er, daß der Edelmann Dom Cäſar von Peralta heiße, und ſein Leben in königlichen Dienſte ſehr rühmlich zugebracht hätte. Der Gardehauptmann ſchickte nun ſeine zwey Jäger zurück, Dom Cäſarn nach Madrid zur Tafel zu bitten. Der Capitän lud noch drey Officiere zu ſich. Vor Mittag ſah man den kleinen Edelmann auf ſeinem Klepper an dem Thore halten. So bald der Capitän ſeiner anſichtig ward, eilte er ihm mit dem Arm' in der Binde entgegen. Er wollte ihm ſogar den Steigbügel halten, als er abſtieg. „Meine Herren,“ ſagte er hierauf zu den Officieren, „Sie ſehen hier meinen Überwinder; ich verſichere, daß kein Mann im Königreiche fähiger iſt, ſein Recht zu vertheidigen.“ „Mein Herr,“ verſetzte Dom Cäſar, „es ſteht Ihnen von nun an frey, ſich, was die Jagd betrifft, meines Rechtes als Ihres eigenen zu bedienen.“ „Ich danke Ihnen,“ antwortete der Capitän: „ich habe Sie aber um etwas zu erſuchen, das mir werther ſeyn wird, als dieſe Freyheit;

und das ist Ihre Freundschaft." Dom Cäsar umarmte seinen neuen Freund, und jetzt sieht man sie aller Orten bey einander

II. KAPITEL.

Estevanille findet Bernardinen wieder. Eine Unterredung.

Als ich einmahl am Abende nach meinem Gasthose zurück kehrte, hört' ich meinen Nahmen im Vorbeygehen mit lauter Stimme aussprechen. Ich blieb stehen, die Person, die mich genannt hatte, zu sehen: da war es niemand anders, als Bernardine. Sie zeigte sich eben so verwundert, als ich, über diese unerwartete Zusammenkunft, und bath mich in das Haus zu treten.

Eine alte Frau, die völlig ausfah wie Pepita, öffnete mir die Thür, und führte mich in einen Saal, worin mich Bernardine empfing. Nach den ersten Complimenten fragte sie mich um meine Umstände,

und ich fand für gut, ihr solche schlechter vorzustellen, als sie meinem Aussehen nach vermuthen konnte.

„Armer Schelm!“ rief die gutmüthige Bernardine; „wie Schade ist es, daß Ihnen das Glück nicht wohl will! Sie sind doch sonst ganz dazu gemacht, ein artiges Vermögen unter die Leute zu bringen.“ „Ich befinne mich noch ganz wohl,“ antwortete ich, „daß Sie sehr fähig sind, einem jungen Narren dabey verhülflich zu seyn.“ „Lassen Sie uns davon schweigen, Gonzalez!“ versetzte sie mit einem ernsthaften Gesichte: „ich bin nicht mehr, was ich war. Ich habe jetzt nur einen Liebhaber. Der Graf von Medellin be-
thet mich an, und ich schränke mich ganz darauf ein, ihm zu gefallen. Dabey,“ fuhr sie fort, „ist der Graf der lebenswürdigste Cavalier von der Welt; er ist nichts weniger als eifersüchtig, und läßt mir vollkommen Freyheit. Ich nehme von seinen Freunden die Woche drey Mahl Besuche an, wo wir uns mit Spiel unterhalten, und nach dem Spiele gebe ich den Herren ein Soupee.“

„Das mag Ihnen ziemlich theuer zu stehen kommen,“ sagte ich. „Wenn es auf meine Kosten geschähe, allerdings,“ antwortete Bernardine. „Es ist aber ziemlich leicht das Geld von den Gälten selbst zu erhalten. Ich mache mir Gelegenheit, von den Herren einen nach dem andern bey Seite zu führen, und sage ihnen in's Ohr; Speisen der Herr Herzog, oder der Herr Marquis heute Abends hier? Die Herren, die zu leben wissen, antworten ja, und drücken mir vier oder fünf Dublonen in die Hand. So wird mir jede Mahlzeit wohl sechs bis acht Mahl bezahlt.“

„Vortrefflich!“ rief ich mit lautem Lachen; „das ist eine feine Art, die Leute zu tractiren. Ich erkenne die Tante Dalfa in diesem Kunstgriffe.“ „Getroffen!“ antwortete Bernardine; „sie ist die Erfinderinn davon. Aber Sie erkundigen sich ja gar nicht nach der guten Tante.“ „Nun,“ erwiderte ich, „wie steht es denn mit ihr? Wo hält sie sich auf?“ „In Toledo,“ antwortete Bernardine, „wo sie seit drey Jahren mit dem Ordensritter von Castilien lebt. Allein der Vertrag ist zu Ende, und

ich erwarte sie in Madrid.“ „Das ist mir lieb,“ sagte ich; „Ihre Einkünfte werden sich sonach vermehren; denn ich darf nicht fragen, ob Donna Dalfa noch immer das reizende Mühmchen ist.“ „Im Vertrauen,“ versetzte Bernardine, „sie hat sich ein wenig verändert. Sie schreibt mir, daß sie alle Morgen unmuthiger an die Toilette gehe; ihr Feuer, sagt sie, fange sich an zu verlieren, und ihr Teint sey nicht mehr zu erkennen.“

„Dem Übel ist wohl noch abzuhelpen,“ sagte ich. „Es gibt Geheimnisse, Haut und Farbe zu erhalten; und ich kenne einen Apotheker, welcher der größte Meister in der Kunst ist, das schwarze und runzliche Gesicht einer Alten in das Gesicht einer sechzehnjährigen Puppe zu verwandeln.“

„Sie scherzen,“ sagte sie. „Im geringsten nicht!“ antwortete ich; „ich habe niemahls mehr im Ernste geredet.“ „O mein lieber Gonzalez!“ versetzte sie mit Entzücken, „wenn das wahr ist, so beschwör’ ich Sie, mich mit diesem größten Meister in der Welt bekannt zu machen.“

„Sie kennen ihn sehr gut,“ erwiderte ich.
„Öffnen Sie nur die Augen; er steht vor Ihnen.“ „Was hör’ ich!“ rief sie mit der äussersten Verwunderung. „Sie befäßen ein solches Geheimniß? Ich kann es nicht glauben. Wär’ es wahr, Sie müßten reicher seyn, als der König von Spanien.“

Ich gab Bernardinen Nachricht von meiner italienischen Reise, und von den erstaunlichen Wirkungen der Pomaden und Wässer, die mein großer Lehrer Potoschi erfunden hatte. Bernardine hörte vorzüglich mit Verwunderung, was ich von der Baroninn de Conza, und Donna Blanca, ihrer Mutter, sagte. Als ich geendiget hatte, umarmte sie mich, und rief ganz begeistert: „Mein Freund, ich sehe Sie künftig für nichts Geringeres, als den Schutzgott der Damen, an. Ich ersuche Sie um Ihren Beystand für meine Tante, und vielleicht auch bald für mich selbst.“ Ich versicherte sie, daß ich gleich den nächsten Tag eine Probe machen wollte, wenn nur ihre Base schon hier wäre. „Daran soll es nicht fehlen,“ fiel sie mir in die Rede; „ich will ihr augenblicklich schrei-

ben, und gewiß wird mein Brief ihre Abreise beschleunigen."

Ich verfuhr mich gleich den folgenden Tag mit den Mitteln zu meiner Pomade, und arbeitete daran bis gegen den Abend des dritten Tages, da ich sie zu Bernardinen trug. „Meine Base," sagte sie mir lachend, indem sie mir entgegen ging, „ist schon hier. Eine Stunde nach dem Empfange meines Briefes ist sie abgereist, und eben jetzt bey mir angekommen. Ich habe Ihnen wohl gesagt," fuhr sie fort, „daß mein Brief ihre Abreise beschleunigen würde. Es gibt vielleicht kein Frauenzimmer, das nicht gern fünf hundert Meilen machen wollte, um hübscher zu werden."

Dalfa hatte kaum gehört, daß ich gekommen sey, als sie von dem Bette sprang, worauf sie sich aus Müdigkeit geworfen hatte, und im Schlafrocke in den Saal trat. Sie eilte auf mich zu, und umarmte mich. „Herr Gonzalez," sprach sie, „ich theile mit meiner Nichte das Vergnügen, Sie wieder zu sehen. Aber reden Sie aufrichtig; darf ich dem erstaunlichen Briefe,

den sie mir geschrieben hat, glauben?" „Auf meine Gefahr, Madame!" antwortete ich. „Sie hat Ihnen nichts als die reine Wahrheit geschrieben, und morgen werden Sie nicht mehr daran zweifeln." „So viel Zutrauen ich in Sie setze," erwiderte sie, „so kann ich doch kaum glauben, daß Sie mich wieder so machen können, wie Sie mich zu Salamanka gesehen haben. Sehen Sie mich wohl an; finden Sie mich nicht abscheulich?" „Das können Sie niemahls werden," versetzte ich; „die Natur hat Ihnen so viele Reitze gegeben, daß ein ganzes Jahrhundert nicht fähig ist alle zu verzehren. Was Ihnen aber von dem fehlt, das alle Herzen in Salamanka raubte, werden Sie hierin wieder finden." Ich übergab ihr mit diesen Worten ein Büchschen, und eine kleine Flasche. „Sie dürfen sich nur heute Abends Hals und Gesicht eine Stunde lang damit reiben lassen," setzte ich hinzu, „und morgen früh werden Sie mir die Wirkung sagen." Ich sah es Dalfen an, daß sie noch einiges Mißtrauen beybehielt, welches sie hinderte, sich dem Vergnügen,

das ich ihr versprach, völlig zu überlassen. Dessen ungeachtet war sie so ungeduldig den Versuch zu machen, daß sie die Nacht gar nicht erwarten konnte. Sie schloß sich sogleich mit ihrem Kammermädchen in ihr Zimmer ein, und ließ sich über zwey Stunden lang reiben. Sie legte sich hierauf, meiner Vorschrift gemäß, nieder: aber es war ihr kaum möglich einzuschlafen. Endlich erbarmte sich der Schlaf ihrer. Als sie des Morgens erwachte, fuhr sie ungekleidet aus dem Bette. Sie flog an den Spiegel, und wie sie sich erblickte, glaubte sie eine andere Person zu sehen. „Beatrix! Beatrix!” rief sie: „geschwinde her.” Das Mädchen lief halb nackt zu ihrer Frau. „Ein Wunder!” schrie sie: „Sie sehen aus, wie ein Mädchen von funfzehn Jahren. Dieser Herr Gonzalez muß ein wenig mehr als hexen können. Soll ich Donna Bernardina hohlen?” — „Thue das, Beatrix!” versetzte Dalfa: „sie muß sich nicht weniger, als ich, über diese Veränderung freuen.”

Bernardina eilte, was sie konnte, ihre verjüngte Tante zu sehen. Sie trat vor Erstaunen zurück, als sie die Donna er-

blickte. „Welche Reize!“ rief sie; „beynahe möchte ich über Ihre Verwandlung eifrig werden.“ — „Ohne Scherz, Bernardine!“ antwortete die Tante: „wie finden Sie mich?“ „Ganz entzückend,“ erwiderte Bernardine; „Sie haben allen Ihren Jugendglanz wieder. Gonzalez hat Ihnen wenigstens funfzehn volle Jahre abgenommen.“

Bey diesen Worten trat ich in das Schlafzimmer. Dalfa überschüttete mich mit Lobsprüchen und Umarmungen. Herr Gonzalez,“ sagte sie endlich, „Sie scheinen den Werth Ihres Schatzes nicht ganz zu kennen. Wir wollen Sie zu einem reichem Manne machen: schaffen Sie nur genug von Ihrem Wasser und Ihrer Pomade her; für die Kundleute werden wir Sorge tragen.“ Bernardine stimmte in diesen guten Rath ein, und die beyden Damen redeten mir so viel von dem großen Glücke, das ich machen könnte, vor, daß ich mich am Ende selbst wunderte, wie ich so lange mein kostbares Geheimniß konnte brach liegen lassen. Ich versprach ihnen, mir alle Mühe zu geben, und sie versicherten mir ihren Beystand.

III. KAPITEL.

Estevanille fängt ein neues Gewerbe an. Er gewinnt viel, und kommt wieder darum.

Ich hatte nun nichts Angelegeners zu thun, als einen hinlänglichen Vorrath von meinen Wassern und Pomaden zuzubereiten. Tante Dalfa und ihre schöne Nichte verschafften mir so viele Kundleute, als ich wünschte. Ich könnte zwanzig Damen nennen, die ich jung und reizend gemacht habe, und ein langes Kapitel mit den Wundern anfüllen, die ich in Madrid wirkte, wenn ich nicht in diesen unglaubigen Zeiten befürchten müßte, für einen Lügner gehalten zu werden. Genug, mein Vermögen wuchs zusehends durch mein neues Gewerbe, und ich fing an, zu merken, daß ein unendliches Vergnügen darin liegt, einen Haufen Geld zu bewachen, den man weder nöthig hat, noch benützt.

Ein Mahl des Morgens, da ich recht eifrig an meinem Arcanum arbeitete, trat

eine Art von Gerichtsdienner in mein Zimmer. Ich fragte ihn, wen er suchte. „Sie selbst,” antwortete er, indem er mich einen goldenen Pfennig sehen liefs, den er auf blofser Brust hangen hatte. „Ich habe die Ehre,” fuhr er fort, „ein Diener der heiligen Inquisition zu seyn, und bin befiehlt, Sie in Verhaft zu nehmen.” Ich war so bestürzt durch diese Anrede, dafs ich gar nicht antworten konnte. Als ich mich ein wenig besonnen hatte, bekam ich Lust, den Kerl bey der Gurgel zu fassen, und ihn bey der Thür hinaus zu werfen. Der Gerichtsdienner trat ganz gleichgültig zurück, und fing zu lachen an. „Mein Herr,” sagte er, „Sie scheinen Ihre Schuldigkeit gegen die heilige Inquisition sehr wenig zu kennen. Ergeben Sie sich ohne Widerstand; es kostet mich nur ein Wort, um alle ihre Nachbarn gegen Sie in Bewegung zu bringen. Folgen Sie mir, wenn Sie nicht mit Gewalt weggeschleppt werden wollen.” Da ich nun sah, dafs mir mein Ungehorsam nicht helfen würde, so ging ich mit dem Gerichtsdienner nach dem Gefängnisse der Inquisition.

Man sperrte mich in einen stark bewachten Kerker. Ich hatte mich von meiner Betäubung noch nicht erhohlt, als der Unterrichter erschien. Er fragte mich nach meinem Nahmen und meinem Gewerbe, und ermahnte mich, meines eigenen Vortheils wegen, meine Vermögensumstände getreulich anzugeben. Er versicherte mich, daß ich alle meine Sachen wieder richtig erhalten würde, wenn ich, wie er glaubte, unschuldig wäre, und daß ich alles zu verlieren wagte, wenn ich nur das Geringste von meiner Habschaft verheimlichen wollte.

In der Hoffnung, daß ich mit heiligen Männern zu thun hätte, gestand ich, wie viel Geld, und in welchen Münzsorten in dem Gasthose von mir läge. Der Unterrichter begab sich ohne Verzögerung nach meinem Wirthshause, befahl dem Wirth im Nahmen der Inquisition, mein Zimmer aufzuschliessen, und ließ alle meine Sachen wegnehmen.

Unterdessen lag ich auf einem elenden Bette in meinem Kerker. Ich mochte, so viel ich wollte, die Ursache von meiner

Gefangennehmung in meinem Kopfe suchen: ich fand keine. Mein Gewissen warf mir keines von den Verbrechen vor, worüber das heilige Gericht ordentlicher Weise urtheilet. Ich verfiel allmählich in einen tiefen Kummer, und endlich in eine Art von Verzweiflung. Mein Gefängniß erscholl von meinen Wehklagen, als einer von den Wächtern die Thür öffnete, und mir sechs bis acht derbe Streiche auf die Schulter versetzte. „Stille, Freund!“ sagte er dabey mit leiser Stimme; „ihr solltet wissen, daß es unerlaubt ist, das Stillschweigen der heiligen Gefängnisse zu stören. Das heilige Glaubensgericht wird durch die Klagen der Elenden beleidigt, die sich wider seine Gerechtigkeit zu murren unterstehen. Ich sag’ euch das ein für alle Mahl: hütet euch also.“ Nach diesen Worten ging er ganz kaltblütig wieder hinaus. Ich ergab mich nun stille schweigend in mein Schicksal, in der Hoffnung, von den heiligen Männern, in deren Gerechtigkeit Zweifel zu setzen ein Verbrechen wäre, bald verhört zu werden.

Am dritten Tage meiner Gefangenschaft

ward ich vor den Oberrichter der Inquisition zum Verhöre gebracht. Dieser gestrenge Herr, ein Dominicaner der Farbe nach, saß in einem grossen, mit grünen Taft tapzirten Saale in einem Lehnstuhle. An einem Ende des Saales war ein Crucifix von weißem Marmor errichtet, das bis an die Decke reichte. Ein kleiner Pfaffe, so schwarz wie ein Maulwurf, machte den Secretär des Oberrichters, und saß neben ihm auf einem niedern Stuhle.

Ich warf mich meinem fürchterlichen Richter zu Füßen, um ihn zum Mitleiden zu bewegen. Er befahl mir, wieder aufzustehen, und fragte mich um die Ursache meines Verhaftes. Ich antwortete, daß ich sie nicht wüßte, und Seiner Hochwürden Gnaden fußfällig bätke, sie mir zu eröffnen. „Mein Kind,“ versetzte der Inquisitor mit einer freundlichen Miene, „das geht nicht so; ihr seyd vor keinem weltlichen Gerichte. Es kommt euch zu, zu erklären, warum ihr hier seyd: und ich ermahne euch, es auf der Stelle zu thun, so lieb euch eure Befreyung ist.“ Ich warf mich auf diese Worte meinem Richter zum zweyten Mah-

le zu Füßen, und weinte bitterlich. „Wie können Sie verlangen, hochwürdiger Herr,“ rief ich, „daß ich Ihnen etwas sage, wovon ich gar nichts weiß?“ „Das hilft nichts,“ versetzte der Mönch, ohne im mindesten gerührt zu werden. „Klagt euch diesen Augenblick an, oder schweigt!“ Ich versuchte es noch so oft, ihm die Unmöglichkeit von dem, was er forderte, vorzustellen, bis er über meine Widerspänstigkeit böse ward. Er legte mir Stillschweigen auf, und ergriff das silberne Glöckchen auf dem Tische, um zu läuten. Man brachte meinen Mantelsack, der all mein Geld enthielt. Dieser Anblick presste mir aufs neue Thränen aus: ich dachte nichts anders, als daß ich alles auf ewig verlieren sollte. Inzwischen versicherte mich der Richter, daß ich alles richtig wieder bekommen sollte, wenn ich von der Inquisition entlassen seyn würde. Dennoch ließen sich diese Herren nicht damit begnügen: sie durchsuchten mich, und nahmen mir alles, sogar mein Schnupftuch. Der Inquisitor ermahnte mich hierauf noch ein Mahl mit grossem Ernste, die Ursache meiner Ver-

haftnehmung anzugeben, und begab sich mit meinen Sachen, im Gefolge von dem kleinen schwarzen Pfaffen und dem Unterrichter, hinweg. Die Wache führte mich wieder in meinen Kerker, wo ich den Überrest des Tages ohne zu essen und zu trinken, und die ganze folgende Nacht ohne zu schlafen hinbrachte.

Je mehr ich das Verlangen des Oberrichters überlegte, desto ungereimter fand ich es. Nach drey Tagen erschien ich wieder vor dem Richter. „Nun,” redete er mich an, „seyd ihr endlich gesinnt, die Ursache eures Verhaftes zu erklären?“ „Wollen Euer Hochwürden,” antwortete ich, „daß ich sie errathe? Ich weiß nicht, wer mich bey diesem Gerichte angegeben hat. Wenn Ankläger da sind, warum stellt man sie mir nicht entgegen? Das scheint mir das einzige Mittel, meine Schuld oder Unschuld zu erhärten.“ Der Inquisitor schüttelte den Kopf. „Mein Freund,” sagte er, „ich sehe wohl, daß ihr nicht Lust habt, so bald aus dem Gefängnisse zu gehen. Wir haben sieben Zeugen wider euch: Bürger von Madrid, und lauter Leute von Ehre

und Frömmigkeit. Ihr wißt ohne Zweifel, was sie gegen euch haben sagen können. Verschiebt es nicht länger zu bekennen, wenn ihr nicht die ganze Strenge des heiligen Gerichtes erfahren wollet." Mit diesen Worten ging der Richter abermahls mit seinem Gefolge aus dem Saale, und ich wurde, wie zuvor, in mein Behältniß zurück gebracht.

Bey einem dritten Verhöre erfuhr ich endlich mein Verbrechen. Der Oberrichter fragte mich Anfangs, wie die beyden ersten Mahle. Da ich ihm aber keine bessere Antwort zu geben wußte, als vorhin, befahl er dem Secretär, die Anklagen vorzulesen. Alle stimmten darin überein, daß ein Gewisser, Namens Gonzalez, der sich für einen Chemiker ausgäbe, insgeheim, und ohne Erlaubniß des Stadtrichters, eine gewisse Pomade, und ein gewisses Wasser verkaufe, die durch Hülfe und Wirkung des Teufels die abgelebtesten Weiber wieder verjünge.

Als ich diese Klage hörte, brach ich in ein lautes Gelächter aus. Der Secretär hörte vor Erstaunen zu lesen auf, und der

Oberrichter sah mich strenge an, indem er sagte: „*Fili, hic ridere nefas.*“ Diese vier Worte brachten mich wieder zu mir selbst. Ich fiel vor dem Richter auf die Knie, und bath um Verzeihung, daß ich die Ehrfurcht gegen das heilige Gericht aus den Augen gesetzt hätte. „Was ist denn aber hier Lächerliches?“ sagte er sehr ernsthaft. „O, Herr Inquisitor,“ antwortete ich, „es ist die wunderlichste Beschuldigung von der Welt. Ich mache allerdings dieß Wasser und diese Pomade: aber es geht dabey alles ganz natürlich zu, und der böse Geist hat nicht den geringsten Theil daran.“ „Das ist es eben, was man nicht einräumt,“ versetzte der Richter. „Man behauptet, daß ihr ein Hexenmeister, und nicht ein Chemiker seyd.“ „Ich errathe meine Ankläger,“ rief ich. „Es sind Apotheker oder Krämer, die mich aus Neid angegeben haben.“ Der Richter schien mir etwas verlegen bey diesen Worten; er brach aber die Unterredung auf der Stelle ab. „Wir wollen das bis auf den Grund untersuchen,“ sagte er: „die Sache ist bedenklich. Wenn keine Zauberey bey euren

Mitteln ist, so ist es billig, daß ihr eure Freyheit wieder erhaltet."

Ich ging getrösteter, als jemahls, in mein Gefängniß zurück. Indessen war meine Beruhigung nur von kurzer Dauer. Denn als mich mein Richter nach acht Tagen wieder vor sich rief, sagte er mir, daß meine Sache übel gehe. „Eure Ankläger," fuhr er fort, „haben frische Nachrichten eingezogen. Sie sprechen von Verwandlungen, die mit rechten Dingen nicht zugehen können. Es sind sogar zwey Zeugen da, die ausagen, daß sie euch haben böse Geister beschwören gehört." „O, die Bösewichter!" rief ich. „Was für elende Fabeln sind dieß! Gott verdamme" — „Keine Flüche!" fiel mir der Obrichter ins Wort: „keine Heftigkeit! Geht in euer Gefängniß zurück, und haltet euch stille, bis es entschieden seyn wird, ob ihr ein Hexenmeister, oder ein Scheidekünstler seyd."

IV. KAPITEL.

Was für einen Trost Estevanille im Gefängnisse erhält, und in welchem Zustande er heraus kommt.

Die letzten Worte des Inquisitors schienen mir nicht sehr tröstlich. „Was für ein Ende,” sagte ich, indem ich wieder in meine Zelle ging, „wird dieß alles noch nehmen! Gütiger Himmel, wie gefährlich ist es, ein Chemicus in einem Lande zu seyn, wo es Inquisitoren gibt!” In diesen schwermüthigen Betrachtungen brachte ich die Nacht zu.

Den folgenden Tag ließ sich einer von den Wächtern, der mir gemeiniglich zu essen brachte, wider seine Gewohnheit einfallen, mich anzureden. „Mein Herr,” sagte er, „heissen Sie nicht Estevanille Gonzalez?” „Ja mein Freund!” antwortete ich; „dieß ist mein Name.” „Wenn das ist,” versetzte er, „so muß ich Ihnen vertrauen, daß die Zeit Ihrer Erlösung etwas näher

ist, als Sie vielleicht glauben." Ich war in Versuchung, dem Manne um den Hals zu fallen. „Nur stille!" sagte der Wärter: „Ihre vorlaute Freude könnte uns beyden übel bekommen. Seyn sie unterdessen nur versichert, daß die Damen, die sich um Sie angenommen haben, alles Mögliche für Ihre Befreyung thun werden."

„Damen?" rief ich: allein der Wärter war schon verschwunden. Ich stand keinen Augenblick an, Donna Dalfa und ihre Nichte für die großmüthigen Frauenzimmer zu erklären, die sich mein Elend zu Herzen genommen hatten.

Der Wärter gestand mir auch den nächsten Morgen, daß ich mich in meiner Vermuthung nicht geirrt hätte. „Der Graf von Medellin, und der Prior von Castilien," sagte er, „belagern auf ihre Bitten den Obrichter, dessen Freunde sie sind. Inzwischen wird es nicht ohne Schwierigkeiten gehen; denn der Inquisitor besteht darauf, daß Sie mit dem bösen Feinde zu thun haben müssen."

Den folgenden Tag brachte mir der Wächter noch eine angenehmere Zeitung.

„Der Graf und der Prior,“ sagte er, „sind mit dem Oberrichter nicht wohl zufrieden gewesen, und haben sich an den Grafen von Olivarez gewendet. Sie haben ihn von den Verwandlungen ihrer Wässer vollkommen unterrichtet, und seine Excellenz hat, nachdem er darüber gelacht, versprochen, der heiligen Wuth der Inquisition Einhalt zu thun. In wenigen Tagen werd' ich Ihnen Nachricht geben, was der Graf für Sie gethan hat.“

Der Minister traf, wie ich hernach hörte, den Oberrichter in der königlichen Antichambre an. Er wendete sich sehr freundlich zu ihm, und zog ihn auf die Seite. „Herr Inquisitor,“ sagte er: „ich habe Eurer Hochwürden eine Bitte zu thun.“ „Eine Bitte?“ antwortete der Mönch mit demüthig niedergeschlagenen Augen: „Eure Excellenz befehlen mit Ihrem Diener.“ „Sie haben in ihrem Gefängnissen,“ erwiederte der Graf, „einen gewissen Chemiker, der Gonzalez heißt. Sie werden mich verbinden, wenn sie ihn los lassen.“ „Obschon starke Beweise da sind, daß sich dieser Mensch mit Zauberey abgibt,“ versetzte

der Inquisitor, „so kann ich doch Eurer Excellenz nichts abschlagen. Morgendes Tages soll er frey seyn. Indessen werden Sie die Gewogenheit haben, genehm zu halten, daß seine Loslassung auf eine unsern Gebräuchen gemäße Art geschehe.“ „So versteh' ich es nur,“ versetzte der Minister: „ich werde zufrieden seyn, wenn der Gefangene wohl behalten aus Ihren Gefängnissen kommt.“

Der Inquisitor versprach es, und hielt sein Wort. Ich hatte aber vorher noch einige Feyerlichkeiten auszustehen, die das heilige Gericht gewissenhaft beobachtet, und die ich jetzt, da ich mich nicht mehr vor demselben fürchte, erzählen will.

Den folgenden Tag ward ich also zu meinem Abschiedsverhöre in den Saal geführt. „Gonzalez,“ redete mich der Richter an: „euer Prozeß ist zu Ende, und ihr seyd für frey erklärt: vorher aber müßt ihr noch bekennen, daß ihr schuldig seyd.“ „Wie?“ fiel ich ihm ziemlich heftig in die Rede: „ich schuldig? Das werde ich nimmermehr eingestehen.“ „Geduld!“ erwiderte der Inquisitor: „macht eure Sache

nicht aufs neue schlimm. Das heilige Gericht entläßt keine Unschuldigen, sondern begnadigt nur Verbrecher." Ich war stumm über diese Anrede. Endlich bekannte ich alles, was der Herr Dominicaner nur haben wollte. — Man öffnete hierauf ein Meßbuch, und der Richter befahl mir, die Hand darauf zu legen. „Versprecht und schwöret," sagte er mit großer Ernsthaftigkeit, „in Ansehung alles dessen, was ihr an diesem Orte gesehen und gehört habt, ein ewiges Stillschweigen zu beobachten, und niemahls von diesem Gerichtsstuhle, noch von seinen Beamten anders, als mit unendlicher Ehrfurcht, zu reden. Nach welcher Stadt, welchem Flecken, welchem Orte von Spanien ihr euch begeben werdet, so wird das heilige Gericht euren Fußstapfen ungesehen folgen. Das erste unbedachtsame Wort liefert euch unserm Tribunale als einen Rückfälligen aus, und ihr werdet ohne Gnade verbrannt."

Ich legte zitternd den verlangten Eid ab. „Hochwürdiger Vater," sagte ich hierauf, „ich bitte jetzt nur noch um meine Ge-

räthschaften.“ „Mein Kind,“ antwortete der Pater, „ich bedaure dich: das ist alles, was ich für dich thun kann. Wer immer in das Gefängniß des heiligen Gerichtes kommt, und vollends der Zauberey bezüchtigt wird, ist von dem Augenblicke an aller seiner Güter verlustig. Es ist ein Unglück für dich; aber es ist die Regel so. Übrigens bedenke, daß die Wenigsten von unseren Gefangenen so leicht weg kommen.“

Bestürzt über dieses gnädige Urtheil, verließ ich den Saal. Ich war so dumm und verwirrt, daß ich es kaum bemerkte, als mir der Wärter noch zum Beschlusse mein Kleid auszog, mir eine halb verbrannte schwarze Weste ohne Ärmel, und mit Flammen bemahlt, anlegte, und mich zur Thür hinaus schob.

V. KAPITEL.

Wie Estevanille von seinen Wohlthäterinnen aufgenommen wird.

Ich schämte mich in dem kläglichen Zustande, worein mich die heilige Inquisition versetzt hatte, vor Menschen zu erscheinen. Ich flüchtete mich deswegen in die erste Kirche, die mir im Wege lag. Zum Glücke war niemand darin, und ich wartete hinter einen Grabmahle die schon einbrechende Nacht völlig ab. Als es dunkel genug geworden war, ging ich geraden Weges zu meinen Befreyerinnen. Sie kannten mich Anfangs gar nicht, so verstellt war ich. Als ich aber zu reden anfang, brachen sie in ein unmäßiges Gelächter aus. Die Liverey der Inquisition schien den Damen so belustigend. Indessen nahmen sie bald wieder eine ernsthaftere Miene an; sie bezeigten mir ihr Mitleiden, und sprachen mir allen möglichen Trost ein.

Ich leistete ihnen in dem Aufzuge, in

dem ich war, beym Abendessen Gesellschaft. Dieß gab unserm Gespräche eine ganz eigene Munterkeit. Ich vergaß ein wenig den Schwur, den ich den Inquisitoren abgelegt hatte: „Nicht anders, als mit äußerster Ehrfurcht von ihnen zu sprechen.“ Nach dem Abendessen brachte man mich in ein schönes Zimmer, und wies mir ein Bett an, das mich mein elendes Lager im Gefängnisse vergessen machte.

Den nächsten Morgen wurde mir eine anständige Kleidung gebracht, und unter andern fand ich funfzig Dublonen in meiner Tasche, die ich, meiner Weigerung ungeachtet, behalten mußte. Da ich wenig Lust hatte, mich der Gefahr meines Gewerbes noch ein Mahl auszusetzen, so willigte ich in den Vorschlag der Frauenzimmer gern ein, die mich ersuchten, ihnen meine Geheimnisse mitzutheilen. Sie waren gesinnt, meinen kleinen Handel selbst zu übernehmen, und in sorgfältigster Stille zu betreiben. Dabey versprachen sie mir einen guten Theil an ihrem Gewinne.

Ich hatte nun kein anderes Geschäft, als mich lustig zu machen. Um allem Ver-

dachte vorzubeugen, kamen wir überein, daß ich eine abgefonderte Wohnung im Gasthause nahm. Als mich mein Wirth das erste Mahl wieder sah, trat er erstaunt zurück. „Sind Sie es, Herr Gonzalez,” sagte er: „oder ist es Ihr Geist?” „Ich bin es selbst, mein lieber Andresillo,” antwortete ich, indem ich ihn umarmte. „Sie haben mich vermuthlich nicht so bald wieder zu sehen verhofft? nicht wahr?” „Nein, bey meiner Ehre nicht!” antwortete der Wirth: „ich kenne die heilige Inquisition ein wenig.” „Ich recht gut,” versetzte ich: „aber —!” Ich legte den Finger auf den Mund, um dem plauderhaften Wirthe Einhalt zu thun, und fragte ihn, ob er nicht wüßte, was aus meinem Bedienten geworden sey. „Er ist noch denselben Tag, da man Sie von hier abholte, mit Ihrem Maulthiere entwischt,” sagte der Wirth. „Der Schurke!” rief ich. „Ey nun,” versetzte der Wirth, „was hat er denn eben gethan, als daß er dem heiligen Gerichte zuvor gekommen ist? Denn kaum war er weg, als die Gerichtsdiener das Maulthier forderten.”

Ich liefs es gut seyn, und ging in den Saal, wo wir vordem zu speisen pflegten. Unter andern neuen Gästen fand ich einen, der mir bekannt schien. Er sah mich eben auch darnach an. Nach einiger Zeit stand ich auf, und der Fremde zugleich mit mir. „Signor Ferrari!“ rief ich. — „Dom Gonzalez!“ sagte er; und wir fielen einander um den Hals. „Ich habe Ihnen vieles zu erzählen,“ sprach er; „nur Schade, daß hier kein bequemer Ort dazu ist. Wollten Sie so gefällig seyn, morgen früh um neun Uhr in den Prado zu kommen? Sie werden mich dort finden.“ „Ich werde die Ehre haben,“ antwortete ich; und so trennten wir uns.

VI. KAPITEL.

Was Estevanillen mit seinem alten Freunde Ferrari begegnet.

Ferrari wartete schon im Prado auf mich, als ich hin kam. Wir umarmten uns aufs

neue. „Herr Gonzalez,“ nahm hierauf der Italiener das Wort, „ich weiß wohl, warum Sie so plötzlich aus meinem Hause zu Pisa verschwunden sind. Engracie hat es mir auf ihrem Todbette vertraut.“ „Wie?“ fiel ich ihm bestürzt in die Rede; „Sie haben Ihre Gemahlinn verloren?“ „Schon vor zwey Jahren,“ versetzte er, „hat ihr die Niederkunft mit einem Mädchen das Leben gekostet. Ich habe Ihnen nur dieß von ihr zu sagen, daß sie voll Reue über den schlimmen Streich, den sie Ihnen gespielt hat, aus der Welt ging.“

„O!“ rief ich, „es ist ihr von ganzem Herzen vergeben. Nur das ist mir leid, daß ich eine Zeit lang Ihre Freundschaft habe entbehren müssen.“ „Desto wärmer,“ erwiderte Ferrari, „finden Sie jetzt Ihren Freund wieder. Ich wiederhole Ihnen das Anbiethen, Ihr Leben bey mir zuzubringen, und ich will nicht besorgen, daß Sie sich durch diesen unangenehmen Zwischenfall werden abschrecken lassen.“

„So sind Sie,“ antwortete ich, „noch Wittwer?“ „Noch!“ versetzte Ferrari. „Ich hoffe es bis an mein Ende zu bleiben.“ „Sie

machen mich erstaunen," sagte ich. „Glauben Sie etwa den Verlust von Engracien nicht mehr ersetzen zu können?" „Das nun nicht so wohl," antwortete Ferrari: „aber ich bin der Weiber überhaupt satt. Diese Engracie, so sehr ich sie liebte, und so viel Ursache ich habe zu glauben, daß auch ich ihr theuer war, hat mir dennoch vor den besten Weibern ein Grauen gemacht. Bey aller ihrer anscheinenden Sanftmuth war sie ein kleiner Eheteufel; und so sind sie alle. Der Umgang mit einigen Freunden, wovon Sie mir der wertheſte seyn sollen, macht jetzt mein einziges Vergnügen aus. Ich habe Pisa und ganz Italien verlassen, um hier in Spanien zu wohnen. Es steht bey Ihnen, ob Sie mit mir ein ziemlich schönes Schloß beziehen wollen, das ich unweit von den Thoren von Burgos besitze, und das ich von einer Tante, deren einziger Erbe ich bin, bekommen habe."

Es war mir ganz recht, auf gute Art von Madrid zu kommen. Ich nahm also das Anerbiethen des Italieners an, und beschloß von meinen Freundinnen Abschied

zu nehmen. Es kostete mich einige Beredsamkeit, ihre Einwilligung zu erhalten. Ich mußte ihnen jedoch versprechen, sie bald wieder zu besuchen, und den Antrag genehmigen, daß sie mir von ihrem Gewinne bey unsern Schönheitsmitteln genaue Rechnung halten wollten. Bey dem Abschiede drangen sie mir noch hundert Pistolen auf.

Ich trat also mit Ferrari die Reise an. Nach fünf Tagen erreichten wir sein Schloss. Das Gut fiel nicht sehr prächtig in die Augen: es war aber sonst in sehr gutem Stande, und trug seinem Herrn nicht weniger als sechs tausend Ducaten jährlich. Kein Ort in der Welt konnte meiner Gemüthsstimmung angemessener seyn. Ich war hier sicher, ruhig und geschäftlos. Die übrigen Gesellschafter von Signor Ferrari fanden bald Geschmack an mir; sonderlich wurden zwey von ihnen meine Freunde. Es waren Edelleute aus der Gegend von Burgos, beyde ungefähr zwischen fünf und dreyßig und vierzig Jahren, beyde Männer von Ehre, und beyde gleich arm. Sie lebten in ihren

Strohthütten von der Jagd, und behaupteten ihre Unabhängigkeit, und ihren Adel durch ihre Gefinnungen, und eine gute Haushaltung.

Eines Tages waren wir bey einem von den beyden Edelleuten, Dom Sebastian von Rodilas, zu Tische. Da trat auf ein Mahl ein junger Mensch, in einem ganz zerrissenen Kleide, mit schwarzem verwachsenen Barte, herein. Ich glaubte einen Gefangenen der heiligen Inquisition zu sehen. Als ihn Dom Sebastian erblickte, sprang er auf, und rief: „So wahr Gott lebt, mein Bruder Joachim!“ „Das bin ich, mein lieber Sebastian!“ antwortete der junge Mensch. „Erschrecken Sie nur nicht über mein Aussehen. Ein armer Teufel, der nach einer fünfjährigen Slaverey aus Algier zu ick kommt, kann keinen besseren Aufzug haben.“ „Wie Sie sind, mein theurer Bruder,“ sagte Sebastian, indem er ihn aufs zärtlichste umarmte, „seyn Sie mir willkommen.“

Nachdem wir uns gegenseitig begrüßt hatten, setzten wir uns wieder zu Tische. Dom Sebastians Bruder merkte wohl, daß

wir alle gleich begierig wären, seine Geschichte zu hören. Er war sieben Jahre entfernt gewesen, und man hatte gar keine Nachricht von ihm bekommen. Er war so gefällig, uns seine Geschichte zum Nachtsche zu geben. Sie ist ziemlich sonderbar. Ich will es versuchen, sie aus dem Gedächtnisse wieder zu erzählen.

VII. KAPITEL.

Geschichte des Dom Joachim von Rodilas.

Sie erinnern sich vielleicht noch, Dom Sebastian, fing der junge Mann an, daß ich vor sieben Jahren zu St. Jago von Compostella von hier abreiste, um ein Gelübde zu erfüllen, das ich in einer Krankheit gemacht hatte. Auf der Grenze von Gallicia begegnete mir ein junger Pilger, der ebenfalls nach Compostella zu gehen dachte. Wir machten Bekanntschaft, und wurden bald vertraut. Nachdem wir uns bey St. Jago unserer Gelübde entledigt

hatten, traten wir mit einander den Rückweg an.

Als wir zu Ponferrada waren, und nun von einander Abschied nehmen sollten, wurde es uns beyden gar schwer ums Herz. „Ich weiß nicht,“ sagte der Pilger, „ob Ihnen unsere Trennung nahe geht: ich meines Theils werde mich nicht so bald darüber trösten können.“ „Es geht mir eben so,“ antwortete ich: „ich meine fast, daß ich gar nicht von Ihnen wegkommen kann.“ „Wenn das ist,“ versetzte er, „warum wollen wir uns denn ein ewiges Lebewohl sagen? Lassen Sie uns unser Schicksal vereinigen, und mit einander Spanien durchreisen! Ich habe mehr als funfzig Dublonen im Sacke, mit denen wir wohl eine hübsche Strecke machen können. Mein Vater, der, Gott verzeih' es ihm, ein wenig filzig ist, würde mir das Beutelchen mit Gutem vielleicht nicht gegeben haben: ich fand aber Mittel, mich aus seiner Schatouille selbst zu versehen. Lassen Sie uns nach Salamanka gehen, und da wollen wir uns berathschlagen, was weiter für uns zu thun ist.“

Ich ging diesen feinen Vorschlag, der für mich viel Reitzendes hatte, mit Freuden ein. Wir nahmen also den Weg nach Salamanka, verwechselten daselbst unsre Pilgerröcke mit bessern Kleidern, und führten uns als ein Paar junge Herren in der schönen Welt ein. Von Salamanca gingen wir nach Madrid, wo wir uns bald in dem Zustande sahen, unsre Junkerröcke wieder mit Pagen- oder Soldatenkleidern vertauschen zu müssen, wenn wir nicht Hungers sterben wollten.

Wir ließen uns bey den Truppen anwerben, die dazumahl nach Mayland bestimmt waren. Man gab uns etliche Ducaten auf die Hand, die wir mit einander verzehrten; und so folgten wir mit leichtem Sinn' und leichter Tasche der Trommel.

Es war im Mayländischen, wo mein Kamerad mit einem Soldaten von unserm Regimente Streit bekam. Sie forderten sich heraus, und ich war Secundant. Der Handel lief da hinaus, daß drey auf der Wahlstätte liegen blieben. Mein Oberster ließ mich, als den Sieger, zu sich rufen, und begegnete mir mit aller Achtung, die der

Tapferkeit gebührt. Er fragte mich um meinen wahren Stand und Nahmen, welchen ich ihm denn auch nicht verhehlte. Er hieß mich gutes Muthes seyn, und versprach, auf meine Beförderung zu denken. Um den Verlust meines Freundes zu ersetzen, machte ich mich an einen andern jungen Menschen, den man im Lager nur den *Zittherspieler* nannte. Er war allerdings sehr geschickt auf seinem Instrumente, und da er ein Talent für die Musik in mir zu entdecken glaubte, unterwies er mich im Singen und Zittherspielen. Nach einem halben Jahre konnte er mich schon mit Ehren für seinen Schüler ausgeben.

Indessen war ein Corps von funfzehn hundert aus unserer Armee beordert, nach Spanien zurück zu gehen, um die Truppen zu verstärken, die gegen die catalonischen Rebellen zu Felde lagen. Ich war unter diesem Haufen. Unser General drang in das Land ein, und beschloß Cambriel wegzunehmen. Wir beschossen die Festungswerke fünf Tage lang. Endlich ergaben sich die Belagerten auf Capitulation; allein gegen Empörer gilt kein Ver-

sprechen, und unser Einzug ward zum gräßlichsten Blutbade. In der Nothwendigkeit, mein Leben und meine Ehre zu vertheidigen, nahm ich Theil an diesem schrecklichen Gemetzel: ich focht wie ein Verzweifelter. Ich bekam viele Wunden, unter denen ich endlich zu Boden sank. So lag ich ohne Bewußtseyn unter den Todten und Verwundeten, bis die Sieger, nachdem sie ihre Wuth gestillt, und alles bis auf den letzten Einwohner niedergemacht hatten, zu rufen anfangen: „Es lebe der König!“ So schwach ich war, so konnte ich doch dieses Geschrey nicht aushalten, ohne mit einzustimmen; ich rief mit gebrochener Stimme: „Es lebe der König!“

Einige Stunden nach dem Gefechte lud man die Verwundeten auf Karren, um sie in Spitäler zu bringen. Ich hatte das Glück, einem geschickten Wundarzte in die Hände zu fallen, der mich in kurzer Zeit wieder zurecht brachte. Ich stellte mich im Lager ein, nicht um den Lohn meines Muthes zu erhalten, sondern um meinen Abschied zu nehmen. Der Oberste, unter dessen Augen ich gefochten

hatte, stutzte über mein Begehren. „Ich war im Begriffe,“ sagte er, „Ihnen eine Fahne anzubiethen.“ „Ich danke Ihnen,“ antwortete ich: „mein Geschmack läßt sich nicht bestechen. Mir graut vor den Abscheulichkeiten, die ich mir leichtsinniger Weise zur Pflicht gemacht habe. Ich bitte, geben Sie mir meine Entlassung.“ Der Oberste willigte endlich, obwohl ungern, in mein Verlangen.

Ich begab mich nun geraden Weges gegen die Grenze von Arragonien, und kam, ohne von den Aufrührern bemerkt zu werden, glücklich über den Ebro. Als ich noch einige Tagereisen zurück gelegt hatte, verirrte ich mich dergestalt, daß ich von der Nacht überfallen ward, ohne irgend eine Wohnung zu erblicken. Ich legte mich also bey einem Gebüsche in's Gras: und da ich nicht schlafen konnte, fing ich zu singen an, um mir die Zeit zu vertreiben. Ich hatte mein Lied noch nicht zu Ende gebracht, als mir der Schall einer Zither, die meine Stimme begleitete, in's Ohr fiel.

Ich hielt inne, um besser zu hören: da ich aber nichts weiter vernahm, glaubte

ich mich betrogen zu haben. Ich fing mein Lied von neuem an, und zu gleicher Zeit liefs sich das Instrument wieder hören. Ich sprang auf, und rief: „Entweder du bist mein Kamerad, der Zitherspieler, oder du bist der Teufel!“ „Ich bin der Teufel nicht,“ antwortete mir der Fremde, und stand auf; denn er fafs an der andern Seite des Busches. „Gottlob!“ sagte er, indem er mich feurig umarmte, „dafs ich meinen lieben Schüler wieder finde. Durch was für einen Zufall treffen wir uns hier an? Ich hielt Sie schon für todt.“

Ich erzählte ihm meine Begebenheiten mit wenigen Worten; und er gestand mir entgegen, dafs er an dem Tage der Eroberung vom Cambriel davon gelaufen wäre. „Ich habe meinen Soldatenrock,“ setzte er hinzu, „in Balvaastro abgelegt, und reise nun in der Qualität eines Zitherspielers auf die angenehmste Weise durch Spanien. Es ist nur ein Zufall, dafs Sie mich hier unter freyem Himmel die Nacht zubringen sehen; denn mein Instrument verschafft mir Geld genug, um in dem besten Wirthshause zu übernachten. Ziehen Sie mit mir:

(Gonzalez, II. Th.)

G

ich verspreche Ihnen ein sehr annehmlisches Leben, und Sie können sich davon los machen, wenn es Ihnen beliebt."

In dem Zustande, in dem ich war, hatte ich nicht übel Lust, diesen Vorschlag anzunehmen. Ein glücklicher Versuch bestätigte meinen Entschluß. Wir zogen einige Monathe herum, und verdienten uns so viel, daß wir am Ende vier hundert Pistolen in der Casse hatten. Indessen taugten wir beyde nicht am besten zusammen; mein Kamerad war ein wenig was von einem Lumpenhunde, und sein Gewerbe fing mir an zuwider zu werden. Da er nicht weniger Neigung zeigte, sich von mir zu trennen, so wurden wir bald eins. Wir theilten unsere Barschaft, und ich nahm mir vor, zu meinem Bruder nach Burgos zurück zu kehren."

Um von Sevilla aus, wo ich den Zitherspieler verließ, eher in meine Heimath zu kommen, beschloß ich zur See nach Biskaja zu gehen. Ich fand eben ein Schiff segelfertig, und stieg mit etwa einem Dutzend anderer Reisenden an Bord.

Wir waren schon bey dem Vorgebirge

von St. Vincent vorbey, als ein starkes Schiff von der Küste der Barbarey Jagd auf uns machte. Es war kein Mittel, als uns zu ergeben. Man legte uns ganz ruhig in Ketten. Der Seeräuber faßte eine grofse Meinung von mir, als er die hundert Dublonen in meiner Tasche gefunden hatte. Er zeichnete mich offenbar vor den übrigen Genossen meines Unglücks aus, und richtete sich in seinen Reden gewöhnlich an mich. Da er die Zitther an meiner Schulter hängen sah, fragte er, ob ich sie spielen könnte. „Mein Gebiether,” sagte ich, „Ihr mögt selbst davon urtheilen, wenn es euch beliebt.” „Gut,” versetzte er; „so laß mich eine Probe hören!” — Ich sang und spielte dazu, so gut es mein Gemüthszustand erlauben wollte. Der Seeräuber war damit zufrieden, und kündigte mir an, daß ich bey ihm bleiben sollte.

Dieser Seeräuber war ein Spanier von Geburt, und war Türke geworden, um sein Genie für das Gewerbe eines Capers besser anzuwenden. Als wir in seinem Hause angekommen waren, stellte er mir seinen Sohn vor, mit der Erklärung, daß

ich ihm die castilianische Sprache und das Zitherspielen beybringen sollte. „Dießs,“ sagte er, „wird der Preis deiner Freyheit seyn.“

Ich wendete so viel Fleiß in meinem Unterrichte an, als mir nur das Verlangen, meine Freyheit wieder zu erhalten, geben konnte. Allein mein Schüler begriff ein wenig langsam, und so verstrichen vier ganze Jahre, ehe ich etwas Besonderes aus ihm gemacht hatte. Zum Glücke bildete sich der Vater ein, daß es sein Sohn weit genug gebracht hätte; er wünschte mir desswegen alle Tage Glück. Dessen ungeachtet ließ er kein Wort von meiner Befreyung fallen; und ich würde ohne Zweifel noch sein Slave seyn, wenn nicht eine Begebenheit in seinem Hause vorgefallen wäre, die zu meinem Glücke ausschlug.

Der Renegat hatte eine junge Gefangene aus Granada, mit Nahmen Zeinabi, die er auf einer von seinen Streifereyen entführt hatte, und die sein Abgott war. Er hielt sie in einem Zimmer eingeschlossen, in welches niemand kam, als er, und

brachte fast alle seine Tage damit zu, daß er ihr Proben von seiner Zuneigung gab. Sie ward krank. Man ließ die geschicktesten Ärzte von Algier kommen: aber alle verzweifelten an ihrer Herstellung. Mein Herr beschrieb mir den Zustand seiner Geliebten; ich schloß daraus, daß ihre Krankheit nichts anders, als Melancholie und Erschlaffung, wäre. Da sie nun einmahl die Ärzte aufgegeben hatten, so wollte ich den Versuch machen, was ein Heilmittel von meiner Erfindung wirken könnte. Ich sagte dem Seeräuber, daß ich die Zauberkraft der Musik an Zeinabi probiren wollte. Der Mann war in einem Zustande, wo ihm jeder Anschein von Hoffnung willkommen seyn mußte: er genehmigte meinen Gedanken.

Ich erschien also mit meiner Zither vor der Kranken, die auf einem Bette von Taft in der größten Ermattung lag. Sie war schön, und ich nahm wahren Antheil an ihrem Schicksale. Ich fing eine zärtliche Arie an, die ich mit den angenehmsten Tönen meiner Zither begleitete. Zwar sah ich, daß Zeinabi von meinem Gesange

gerührt ward: aber ihr Zustand schien vielmehr verschlimmert. Ich änderte also den Ton meiner Stücke, und ging von einem lebhaften Gesange nach und nach bis zur ausschweifendsten Lustigkeit über. Ich hatte dieß noch keine halbe Stunde fortgesetzt, als die Augen der schönen Granaderinn zu glänzen anfangen; sie verzog das Gesicht, und brach endlich in ein erschütterndes Lachen aus. Dieses Lachen hielt sehr lange an, so, daß mir schon bange zu werden anfang. Die Dame zog mich jedoch bald aus meiner Furcht; sie fing einen lebhaften Discurs an, und bezeugte mir ihre Dankbarkeit. Mein Herr war vor Freuden fast außer sich: ich mußte die Cur noch einige Zeit fortsetzen, bis Zeinabi völlig hergestellt war.

Die schöne Slavinn lag ihrem Liebhaber dringend an, mich für meine Dienste in Freyheit zu setzen. Er willigte ein, und gab mir einen reichlich gefüllten Beutel zum Reisegelde. Zeinabi war mit dem noch nicht zufrieden, was sie für mich gethan hatte. Sie schickte mir an dem Tage meiner Abreise ein Schmuckkästchen, und

liefs mir glücklichen Weg wünschen. Ich ver barg mein Geschenk aufs sorgfältigste, und bestieg ein leichtes Fahrzeug, welches mich in kurzer Zeit nach Tariffa brachte. Hier erst wagt' ich es, das Kästchen zu öffnen: ich fand zehn kostbare Steine darin. Um desto sicherer nach Burgos zu kommen, blieb ich in meinem schlechten Kleide, und bettelte sogar manchemahl auf dem Wege. Endlich traf ich hier ein, und so hat meine Geschichte ein Ende.

Wir wünschten Dom Joachim zu seiner Befreyung Glück, und besahen die Edelsteine, die er beym Schlusse seiner Erzählung vorwies. Ferrari, der ein Kenner war, schätzte sie auf zehn tausend Ducaten. Wir gaben dem Eigenthümer deswegen den Beynahmen des glücklichen Slaven.

SECHSTES BUCH.

I. KAPITEL.

Estevanille geht nach Madrid zurück. Was für ein neues Unglück ihm widerfährt.

Dom Joachim von Rodillas war in unserer Gesellschaft nicht überflüssig. Er hatte Verstand, und die Gabe zu unterhalten. Wir hatten bereits vier Monathe in den unschuldigen Vergnügungen des Landlebens zugebracht, als wir erfuhren, daß der Herzog von Ossona von seiner Statthalterschaft in Neapel zurück berufen, und nach dem Schlosse von Almeda in Verhaft gebracht worden sey.

Ich hatte immer an dem Schicksale des Herzogs besondern Antheil genommen, und war jetzt begierig, mehr von seinen Umständen inne zu werden. Ich nahm daher auf einige Zeit Abschied von meiner ländlichen Gesellschaft, und ging ohne Zeitverlust nach Madrid.

Der erste Besuch, den ich daselbst ablegte, war natürlich bey meinen Handlungsgesellschafterinnen. Sie empfingen mich mit vieler Freundschaft, und sagten mir, daß ihr Handel einen sehr guten Fortgang nehme. Sie zeigten mir wirklich zwölf hundert Pistolen, die sie damit gewonnen hatten. Nach einer ziemlich langen Unterredung nahm ich von den Damen Abschied. Die Tante hielt mich zurück, indem sie mir einen Beutel von vier hundert Pistolen, als meinen Antheil an ihrem Gewinne, zustellte. Diese Redlichkeit nahm mich bey diesen galanten Frauenzimmern eben so sehr Wunder, als sie mich rührte.

Ich ging nach dem Gasthose des Andre-sillo, wo ich abgestiegen war, um mein Geld in Verwahrung zu bringen. Hierauf nahm ich den Weg nach dem Pallaste von Ossona, um einen alten Bekannten zu finden, von dem ich die Geschichte des Herzogs näher erfahren könnte. Ich traf einen von den Edelknaben an, der mir bekannt war. Wir begaben uns mit einander in eine Schenke, um ungestört reden zu können. Ich hörte von ihm, daß der Herzog

mit aller Pracht in Madrid eingezogen, aber kurz darauf verhaftet worden sey. „Der Graf von Benevent, Dom Balthasar von Zuniga und Olivarez sind seine Feinde,“ sagte mir der junge Mann, „und dieß ist sein Verbrechen.“

Ich erkundigte mich zugleich um Thomas und Quivillo. Der Edelknabe sagte mir, daß sie sich beyde im Pallaste ruhig hielten, und den Ausgang der Sache ihres Herrn abwarteten. Ich ging mit ihm zurück, um diese Herren zu sprechen. Quivillo empfing mich so gut, als es sein Gemüthszustand nur erlauben wollte. Er war erfreut, als er sah, daß ich mich so sorgfältig um das Schicksal seines Herrn bekümmerte, und versicherte mich, daß er noch öfters mit dem Herzoge von mir gesprochen, und daß dieser seine Meinung von mir gebessert hätte. Quivillo wurde während unserer Unterredung zur Herzoginn gerufen. Er ging zu ihr, und ich wollte, eh' ich den Pallast verließ, noch den Podagriften Thomas besuchen. Er kannte mich im Augenblick, und schien über meinen Anblick vergnügt. „Mein lieber Estevanille,“ sagte er, „es

ist mir leid, daß ich Sie nicht eher wieder gefunden habe. Der Herzog ist Ihnen wieder gut. Wären Sie nach Neapel gekommen, sich ihm zu zeigen, Sie würden unfehlbar wieder in seinen Dienst gekommen seyn. Übrigens rechnen Sie auf seine Gnade, wenn er sich wegen der Verbrechen wird gerechtfertiget haben, deren ihn seine Neider beschuldigen."

Ich verließ den Kammerdiener sehr zufrieden, und begab mich in der Erwartung, daß sich die Umstände des Herzogs bald auf eine günstige Art verändern würden, nach Hause.

Des andern Tages sprach ich den Quivillo wieder. „Sie wissen nicht," sprach er, „was vorgefallen ist. Man hat dem Könige hinterbracht, daß die Anhänger des Herzogs entschlossen seyen, sein Gefängniß zu stürmen. Die Wachen um Almeda sind verdoppelt worden. Ich fürchte, daß man dieß falsche Gerücht in keiner andern Absicht ausgesprengt hat, als um sich der Personen zu versichern, die diesem unglücklichen Herrn zugethan sind."

Quivillo hatte Recht. Zwey Tage her-

nach wurden alle Leute des Herzogs eingezogen. Der Hauptmann der Garde kam selbst in den Pallast von Osson, den Quivillo in Verhaft zu nehmen. Ich war eben gegenwärtig. Der Capitän fragte mich, ob ich in des Herzogs Diensten wäre. Ich antwortete zuversichtlich und stolz, daß ich die Ehre gehabt hätte, ihm zu dienen. „Wenn das ist, so folgen Sie uns!“ versetzte er. Ich erschrak nicht, und war beynahe froh über ein Unglück, von dem ich hoffte, daß es mir der Herzog einmahl gut anrechnen würde.

II. KAPITEL.

Estevanille leistet dem Herzoge von Osson auf den Schlosse Almeda Gesellschaft.

Ein Mensch, der das Glück gehabt hat, aus dem Kerker der Inquisition zu entkommen, konnte den Ort, wo ich eingesperrt wurde, ohne Grauen sehen. Es war ein großer Saal, der die königliche Kam-

mer hieß. Rund herum standen sechs Betten mit etwas schlechten Matratzen. Die Minister hatten für unsern Tisch überflüssig gesorgt.

Wir waren sechs in der königlichen Kammer, und waren alle in der Sache des Herzogs gesetzt worden. Wir trösteten uns unter einander mit einem guten Ausgange. Unser Gefangenwärter war, wie wir bald inne wurden, für den Herzog eingenommen. Er brachte uns alle Neuigkeiten, die man von den Umständen desselben hatte. Eines Tages erzählte er uns, daß der Hof endlich entschieden habe, der Herzog sollte nach den Berichten, die man aus Sicilien und Neapel erwartete, gerichtet werden. Nach einiger Zeit hörten wir, daß die aus Sicilien eingelaufenen Nachrichten ganz zum Vortheile des Beklagten lauteten, und daß man nur aus Neapel Erkundigungen von etwas zweydeutigerem Inhalte einzöge.

Obschon die Richter geneigt waren, den Herzog für unschuldig zu halten, so konnten sie sich doch nicht entschließen, ihn sofort auf freyen Fuß zu stellen, Man fürch-

tete seinen stolzen und unternehmenden Geist, und fand für rathsam, ihn auf dem Schlosse von Almeda noch einige Zeit in Verwahrung zu behalten. Indessen wurden seine Anhänger in Freyheit gesetzt, und man ließ sogar zu, daß er von seinen eigenen Leuten bedient würde.

Ich war nun wieder auf freyem Fusse, und suchte meinen Freund Quivillo im Pallaste auf. Er war eben bey dem Kammerdiener. Thomas rief mir entgegen, als er mich herein treten sah: „Freund Gonzalez, Sie könnten nicht gelegener kommen. Ich habe mit dem Herzoge Ihrentwegen gesprochen; er wünscht, daß Sie ihm in seinen Gefängnisse Gesellschaft leisten. Wenn ich Ihnen rathen darf, so kommen Sie seinem Wunsche nach. Die Zeiten werden sich bald verändern, und ohne Zweifel wird es Ihnen zum Verdienste ausgelegt werden, daß Sie Muth genug hatten, das Mißgeschick unsers Herrn mit ihm zu theilen.“

„Ich wünsche nichts mehr,“ antwortete ich, „als mich den Diensten Seiner Excellenz, wie auch immer seine Umstände

seyen mögen, widmen zu können.“ „Diese Gefinnung,“ erwiderte Thomas, „wird Ihnen die Zuneigung des Herzogs um so mehr verschaffen, da er weiß, daß Sie sich jetzt ohne einen Herrn behelfen können.“ Quivillo rieth mir ebenfalls, den Vorschlag anzunehmen. Ich war ohnehin vollkommen dazu entschlossen, und so machte ich mich zu meiner Abreise fertig.

Als ich meine Sachen aus dem Gasthose geholt hatte, fuhr ich mit Quivillo in einer Kutsche des Herzogs in mein neues Gefängniß. Man öffnete uns ohne Widerrede die Thore, und führte uns in die Zimmer des Gefangenen.

III. KAPITEL.

Estevanille's Unterredung mit dem Herzoge.

U ngeachtet dessen, was Thomas von mir mit dem Herzoge gesprochen hatte, bemerkte ich doch einige Verwunderung an ihm, als er mich erblickte. „Siehe da,

Gonzalez!" sagte er: „Soll ich glauben, daß du aus Freundschaft deinem alten Herrn in seinem Unfalle Gesellschaft leisten willst? Ists möglich, daß du die Ergetzungen von Madrid einem so traurigen Leben, als du hier wirst führen müssen, aufopferst?" „Ja, gnädiger Herr," antwortete ich; „die Ehre, bey Eurer Excellenz zu seyn und Ihnen zu dienen, hat selbst mehr Reiz für mich als die Freyheit. Meinem Kummer über Ihr Unglück kann nur Ihr eigenes Missvergnügen gleich seyn." „Seltsamer Mensch!" rief der Herzog: „ich habe dich doch nicht so behandelt, wie es dieser Eifer für mich verdiente. Du machst, daß ich über meine Unge-
rechtigkeit erröthe. Ich will sie wieder gut machen, guter Gonzalez! sey von nun an mein Vertrauter. Und Sie," fuhr er fort, indem er sich zu Quivillo wendete, „gehen Sie nach Madrid zurück; sagen Sie Donnen Katharinen, daß Sie mir einen Menschen gebracht haben, dessen Gesellschaft meinen Verdruss bisweilen zu unterbrechen fähig seyn wird."

Quivillo beurlaubte sich, mit der guten

Aufnahme, die ich erhielt, sehr wohl zufrieden, und ich blieb allein bey dem Herzoge. Er saß in ungarischer Kleidung in einem Lehnstuhle: sein Kopf schien mit unangenehmen Gedanken beschäftigt. „Estevanille,” sagte er, „nimm einen Stuhl, und erzähle mir, was du seit deiner Entfernung aus Sicilien gemacht hast. Wahrscheinlich ist dir manches lustige Abenteuer aufgestossen.” „Das Lustigste von allen,” antwortete ich, „ist, daß ich in Gefahr gerieth, von der heiligen Inquisition verbrannt zu werden.” „Unmöglich!” rief der Herzog. „Mit Euer Excellenz Erlaubniß,” versetzte ich, „es ist nichts gewisser. Ich war nahe dabey, in der letzten Execution des heiligen Gerichtes mit allem Pompe den Scheiterhaufen zu besteigen.” „So bin ich nur neugierig zu hören,” sagte der Herzog, „wie du aus dieser Hölle wieder erlöst worden bist.”

Ich mußte dem Herzoge eine umständliche Erzählung von dieser Begebenheit machen. Da manches darin vorkommt, was mit meiner vorhergehenden Geschichte zusammen hängt, so war ich genöthigt,

alle meine Abenteuer vom Anfange an zu erzählen. Als ich auf meine Pomade und Wasser zu sprechen kam, ließ sich der Herzog merken, daß er diese Umstände ein wenig fabelhaft fände. „Ich bin nicht übel zufrieden,” sagte er, „daß du deine Erfindungskraft aufbiest, mich zu belustigen; du trittst aber der Wahrscheinlichkeit etwas zu nahe.” „Verzeihen Euer Excellenz,” antwortete ich, „meine Pomade bringt in der That die Wirkungen hervor, die ich ihr zuschrieb. Sie werden nicht mehr daran zweifeln,” setzt’ ich mit einem Lächeln hinzu, „wenn Sie gehört haben werden, daß die Baroninn von Conza und ihre reizende Mutter sich dieses Mittels bedienten.” „Wie kannst du das wissen?” versetzte der Herzog. „Potoschi,” gab ich zur Antwort, „der Erfinder dieser Pomade, versah die beyden Damen damit. Er hatte sogar die Zuversicht, mir mehr als ein Mahl zu sagen, daß die Baroninn die Eroberung Eurer Excellenz mehr seinen Wassern, als der Natur zu danken hätte.”

Die letzten Worte machten den Herzog

ein wenig roth. Er fand seine Eitelkeit dadurch beleidigt. Indessen waren wir ohne Zeugen, und er zwang sich, selbst darüber zu lachen, als wenn ihn die Sache gar nicht angegangen wäre. „Gonzalez,” sagte er hierauf, „wenn du wirklich ein solches Geheimniß besitzest, so wirst du bald reich seyn.” „Ich würde es schon seyn,” antwortete ich, „wenn mir das Glaubensgericht nicht mein Handwerk gelegt hätte.”

Ich erzählte nun dem Herzoge die Geschichte meiner Gefangenschaft noch ein Mahl sehr ausführlich. Die klägliche Art, mit der ich der Einziehung meiner Habschaften Erwähnung that, machte den Herzog laut lachen. In diesem Augenblicke trat seine Gemahlinn mit Dom Tellez, ihrem Sohne, ins Zimmer. „Madame,” sagte er zur Donna Catharina, „Sie wundern sich vermuthlich, daß Sie mich lachend finden. Das Lächerliche einer Begebenheit, die mir Estevanille eben erzählt hat, ließ mich meinen Zustand vergessen.” Die Herzoginn bezeugte mir ihr Wohlgefallen über meine Geschicklichkeit, ih-

ren Gemahl in gute Laune zu setzen, und Dom Tellez ermunterte mich seinerseits ebenfalls, in den Unterhaltungen, die ich dem Herzoge zu machen wüßte, fortzufahren. Donna Catharina besprach sich hierauf insgeheim mit ihrem Gemahle, und ich hatte die Ehre, sie zu ihrem Wagen zu führen.

IV. KAPITEL.

Fortsetzung der Unterhaltungen des Herzogs mit Estevanille.

Nach der Entfernung der Donna setzte sich der Herzog wieder in seinen Lehnstuhl. „Fahre in deiner Geschichte fort, Gonzalez,“ sagte er, „wo du aufgehört hast. Was für ein Wunder hat dich aus den Klauen der Inquisition befreyet? Ich muß dir gestehen, daß du von Glücke reden kannst.“ Ich antwortete ihm, daß ich meine Befreyung dem Grafen Olivarez zu danken hätte, und erzählte, wie dieser

Staatsrath gewonnen worden wäre, sich meiner anzunehmen.

Der Herzog seufzte. „Du sprichst da von einem Manne,“ sagte er, „der jetzt die vornehmste Rolle auf dem Schauplatze der spanischen Monarchie spielt. Er besitzt den Willen des Königs vollkommen; selbst der Herzog von Lerma hat über Philipp den Dritten niemahls so viel vermocht. Er und der Graf von Benevent sind meine Feinde. Ohne sie würde ich meine Freyheit nie verloren haben. Sie haben alles gethan, mein Todesurtheil zu befördern, und ihre Furcht vor dem Gebrauche, den ich von meiner Freyheit machen könnte, hat mein Gefängniß ewig gemacht.“

Ich versuchte es, meinen Herrn von diesen traurigen Betrachtungen abzubringen. Einige glückliche Einfälle machten ihn auch wirklich wieder aufgeräumt. Ich fragte, was seine Excellenz von dem Gedanken der Inquisition, mich für einen Hexenmeister zu erklären, hielte. „Dafs sie vielleicht so unrecht nicht hatte,“ versetzte der Herzog mit verbissenem Lachen.

„Nach dem, was ich an der Baroninn gesehen habe, zu urtheilen, mußt du und dein Potoschi ein wenig hexen können. Du kannst also froh seyn, daß du deiner verdienten Strafe entgangen bist.“ „Es ist wahr,“ erwiderte ich, um den Scherz fortzusetzen; „ich hätte deswegen so gut verdient, in Madrid verbrannt zu werden, als in Palermo, da man mich der Giftmischerey bezüchtigte. Haben Sie die Gnade, mir diesen Einfall zu Gute zu halten.“ „Ach mein lieber Estevanille,“ rief der Herzog, „vergifs diese traurige Begebenheit, und entschuldige einen Verliebten, den damahls der schrecklichste Schmerz zerrüttete.“

Ich ward so gerührt von diesem Zuge der Güte, daß mir die Thränen in die Augen stiegen. Mein Herr ward es gewahr, und schien darüber nicht weniger empfindlich. „Nun gut, Gonzalez!“ sagte er: „habe ich dir ehemahls Ursache gegeben, dich über mich zu beschweren, so soll künftig mein Betragen so eingerichtet seyn, daß du damit zufrieden seyn mußt.“ — Der Herzog von Ossona schien mir in diesem Augenblicke der lebenswürdigste Mensch,

und der beste Herr von der Welt. Meine Empfindungen überwältigten mich; ich warf mich zu seinen Füßen, und umfasste seine Knie mit der innigsten Zärtlichkeit.

Die Glocke zur Tafel unterbrach diese rührende Scene. Der Herzog stand auf, und ging in ein anderes Zimmer, um sich zu Tische zu setzen. Etwa zehn von seinen Edelleuten und Bedienten erschienen, ihm aufzuwarten: er sprach jedoch nur mit mir. Nach der Mahlzeit ging seine Excellenz in das erste Zimmer zurück, um die Siesta da zu halten. Ich mischte mich unter die Edelleute, und wir stiegen mit einander in einen Saal hinunter, wo eine große Tafel für uns zubereitet war.

Nach dem Essen machte sich der Haushofmeister an mich. Er erinnerte mich, daß wir ehemahls neben einander Edelknaben gewesen, und bath mich für jetzt um meine Freundschaft. Ich versprach ihm meine Dienste auf eine Art, die etwas von der Unverschämtheit eines neu gebackenen Günstlings an sich hatte. Wir wurden also Freunde, so gut wir es bey unsern Absichten werden konnten.

Dieser Mann hatte übrigens eine gute Eigenschaft: er war seinem Herrn sehr zugethan. Da er mir die Ehre erwies, meinem Kopfe mehr zuzutrauen, als seinem eigenen, so both er mich auf, etwas zur Zerstreung des Herzogs auszufinnen. Ich theilte ihm also einen Einfall mit, den ich schon vorher gehabt hatte. „Was denken Sie,“ sagte ich, „daß es für eine Wirkung hätte, wenn wir eine Komödie zusammen spielten?“ Der Haushofmeister fing zu lachen an; „ich möchte nur hören,“ sagte er, „wo Sie die Schauspieler hernehmen wollen? Von den dreyßig Leuten, die um den Herzog sind, wüßte ich keinen, der tauglich dazu wäre.“ „Je ungeschickter, desto besser!“ versetzte ich; „gute Schauspieler würden weniger das bewirken, was wir wünschen. Wollen Sie nicht wenigstens eine Probe machen?“ „Sehr gern,“ antwortete der Haushofmeister: „ich halte Sie für den Mann, so etwas auszuführen.“

Wie wir so redeten, hörte ich einen Edelknaben um mich rufen. Der Herzog verlangte mich zu sprechen. Ich eilte nach

seinem Zimmer, seine Befehle zu hören. „Ich habe einen Traum gehabt, Gonzalez,“ sagte er; „du sollst mir deine Meinung davon sagen. Ich weiß, was man sonst von Träumen hält; aber dieser hat mich ein wenig unruhig gemacht.“ „Gnädiger Herr,“ antwortete ich, „was für ein Traum kann das seyn, der auf einen Geist, wie den Ihrigen, einen so starken Eindruck machen konnte?“ „Du sollst ihn hören,“ versetzte er. „Mir träumte, ich wäre in einem Saale, wo Benevent und Olivarez mir auf ein Mahl vor Gesicht kamen. Sie näherten sich mir mit großer Freundlichkeit, und umarmten mich gleichsam um die Wette. Hierauf führten sie mich in ein Feld voll Disteln, Nesseln, Dornen, und Hecken. Sie lachten mir ins Gesicht, und verschwanden. Ich suchte vergebens einen Ausgang zu finden, und in dieser Verlegenheit bin ich erwacht.“

„Nun, mein Freund,“ fuhr der Herzog fort, „was denkst du von diesem Traume? Der Kuß eines Feindes ist von schlimmer Vorbedeutung, und das vergebliche Bestreben, das ich angewendet habe, um aus

diesem abscheulichen Orte zu kommen, kann nichts anderes, als eine immer währende Gefangenschaft, anzeigen.“ „O gnädiger Herr,“ rief ich, „was für eine Auslegung! wie sinnreich sind Sie, sich selbst zu martern, und die verworrenen Gedanken des Schlafes zu Ihrem Verdrusse zu erklären! Ich weiß eine kleine Geschichte, die auf diesen Fall anwendbar ist: wollen Euer Excellenz erlauben, daß ich sie erzähle?“ „Du wirst mir ein Vergnügen machen,“ erwiderte der Herzog.

„Dom Wilhelm von Medina del Campo,“ fing ich an, „ein Edelmann aus der Landschaft Leon, ward eines geheimen Verständnisses mit den catalonischen Auführern beschuldigt. Er ward auf Befehl des Hofes in Verhaft genommen, und nach dem Thurme von Segovia in geheime Verwahrung gebracht. Unter der Zeit, da seine Sache untersucht ward, gingen seine Frau und Tochter alle Tage nach der Gegend um das Schloß, wo sie der Gefangene vom Fenster aus sehen konnte. Sie machten verschiedene Zeichen, um ihm guten Muth einzuflößen. Mittler Weile

ward er wirklich frey gesprochen. Seine Frau und Tochter wollten ihm davon Nachricht geben. Sie ließen von den Bedienten die Zubereitungen zu einem Freudenmahle auf offenem Felde anstellen. Man breitete weiße Tafeltücher ins Grüne. Der Edelmann, der sie erblickte, ward plötzlich von einer Furcht angefallen, die ihm den Verstand nahm. Er hielt das Tischtuch für ein Leichentuch, und bildete sich ein, daß es das Zeichen seiner Verurtheilung seyn sollte. Er kam nie wieder zu Sinnen, und starb bald darauf.”

„Dom Wilhelm,” sagte der Herzog lächelnd, hat in der That eine sehr lebhafte Einbildungskraft gehabt.” „Die Ihrige, gnädiger Herr,” antwortete ich, „ist es nicht weniger, und ich möchte Sie nicht zu meinem Traumdeuter wählen. Die beyden Herren, die Sie für Ihre Feinde halten, sind es vielleicht nicht mehr. Vielleicht reuet es sie diesen Augenblick, daß sie jemahls auf Ihren Schaden gedacht haben.” „Du kennst die Hofleute schlecht,” versetzte der Herzog: „wisse, daß sie nicht zu hassen aufhören, so lange noch der Ge-

genstand ihres Hasses vorhanden ist. Ich will dir inzwischen gestehen, daß ich meinen Traum zu trübsinnig ausgelegt habe. Das Übrige muß die Zeit lehren."

Das gute Glück meiner Unterredung mit dem Herzoge machte mich immer dreister. Ich brachte den übrigen Theil des Tages damit zu, daß ich ihn von meinen Abenteuern unterhielt. Am Abende bekam der Herzog einen Brief von seiner Gemahlinn. Er begab sich damit sogleich in sein Schlafzimmer. Wir andern gingen zum Abendessen, und bald hierauf zur Ruhe.

Des andern Tages machten wir Anstalt zu unserer Komödie. Wir wählten *den Abgesandten seiner selbst* von Lopez; ein Stück, das mit des Verfassers Erlaubniß eben so schlecht ist, als wir gesinnt waren, es schlecht vorzustellen. Der Herzog gab seine Einwilligung dazu, und in weniger als vier Tagen waren wir im Stande, das Stück aufzuführen. Der Herzog ließ seine nächsten Verwandten dazu einladen. Alles, was ungeschickt ist, war hier vereinigt. Die Zuseher belustigten sich ziemlich lange an dieser seltsamen Vorstellung, und

singen gerade an, des Lachens müde zu werden, als das Stück ein Ende nahm. „Man muß gestehen,“ sagte die Herzoginn zu ihrem Gemahle, „Sie haben recht gelacht.“ „Madame,“ versetzte er, „ich bin in der That sehr aufgeräumt. Ich weiß Estevanillen viel Dank, und Sie, Madame, werden ihm Verbindlichkeiten haben, wenn ich auch einmahl nicht mehr bin.“ —

V. KAPITEL.

Der Tod des Herzogs von Osson. Estevanille kommt bey dem Sohne desselben in Dienste.

Ich nahm alle meine Erfindungskraft zu Hülfe, um den Herzog in dieser guten Stimmung zu erhalten. Es gelang mir durch drey Wochen. Mein Herr erlitt aber nun einen sehr heftigen Anfall vom Podagra, mit dem er von Zeit zu Zeit geplagt war. Diese Krankheit hatte eine so üble Wirkung auf seinen Geist, daß alle Mittel ihn aufzu-

heitern vergebens waren. Die günstigsten Nachrichten, die man ihm nur in seiner Sache bringen konnte, legte er übel aus. Sein schlimmer Zustand nahm von Tag zu Tage zu; und er quälte sich drey lange Wochen mit einer schmachtenden Mattigkeit. Einmahl des Abends führte ich ihn im Zimmer auf und ab. Er fiel mir plötzlich in den Arm, und ich sah, daß er vom Schlage gerührt worden. Man eilte nach Ärzten, und nach seiner Gemahlinn und seinem Sohne. Es war keine Rettung: zwey Tage hernach starb er in ihren Armen.

Als der Hof die Nachricht von dem Tode des Herzogs erhielt, schien er davon gerührt zu seyn. Der beste Beweis, den er davon geben konnte, war, daß Dom Tellez sogleich die Würde eines Vicekönigs von Sicilien erhielt.

Einige Tage nach dem Leichenbegängnisse unsers Herrn ließ uns Donna Catharina alle zusammen rufen, und die Stellen seines Testamentes vorlesen, die uns betrafen. Sie fragte hierauf, ob irgend einige von uns Neigung hätten, in die Dienste ihres Sohnes, des neuen Vicekönigs, zu

treten. Ich schwieg. Indessen erschien Dom Tellez selbst , und trug mir mit vieler Leutseligkeit die Stelle eines Vertrauten und ersten Kammerdieners bey ihm an. Ich dankte ihm für dieses Zeichen seines Zutrauens zu mir, und versprach ihm treue Dienste.

VI. KAPITEL.

Durch was für einen Zufall Estevanille gehindert wird, seinen neuen Herrn nach Sicilien zu begleiten.

Ich bitte die Leser um Erlaubniß sagen zu dürfen, was mir jetzt geschah. Noch ist, so viel ich weiß, in diesem Buche nichts erzählt worden, was einer Erfindung ähnlicher sähe, als der Wahrheit, ich müßte denn die Begebenheiten mit meiner Pomade dafür gelten lassen: aber von dem, was ich jetzt zu sagen habe, wird vielleicht jedermann einstimmig seyn, daß ich es nur erfand, um dieser Geschichte ein Ende zu

machen. Indessen ist doch nichts gewisser, als daß ich krank wurde, als der Vicekönig abreiste. Glücklicher Weise ward ich bald wieder hergestellt. Donna Catharina liefs mir einen Beutel von hundert Dublonen zustellen, und ich trat meine Reise nach Palermo allein an. Ich kam mit einem Maulthiertreiber nach Barcellona, wo mich mein Führer beym Phönix absteigen liefs. „Ich führe Sie,“ sagte er, „aus zwey Urfachen lieber hierher, als nach einem andern Orte. Erstens werden Sie ein reinliches Bett und einen niedlichen Tisch haben, und zweytens werden Sie die artigste Wirthinn in der Stadt hier finden.“ „Desto schlimmer,“ antworte ich: „ich bin eilig, und habe nicht Zeit, mich mit Liebeshändeln aufzuhalten. Wenn ich morgen eine Gelegenheit nach Italien finde, so werd' ich sie gewifs benützen.“

In diesem Augenblicke trat die Wirthinn herein. „Da sehen Sie sie selbst,“ rief er. Sie war allerdings hübsch, und begegnete mir sehr höflich. Ich unterhielt mich sehr gut mit ihr, und sagte ihr viel Verbindliches. Sie antwortete mir mit vielem Wi-

tze, und dabey auf die fittsamste Weise von der Welt. Ich sah, daß ihr Verstand ihre Reitze noch übertraf.

Als sie weggegangen war, fragte ich den Maulthiertreiber, ob er nicht wüßte, woher die junge Frau wäre. „Sie ist von Murcia gebürtig,“ antwortete er: „ich weiß aber nicht, wer ihre Ältern waren.“ Ich fühlte bey diesen Worten, daß mir das Herz schlug — (gerade wie in einem Romane, nicht wahr?) „Wie nun,“ sagte ich bey mir selbst, „wenn sie etwa gar deine Schwester Inesille wäre?“ „Seyd doch so gut, Freund,“ sagte ich zum Maulthiertreiber, „und laßt mir die Wirthinn herkommen; ich bin ihr Landsmann: sagt ihr nur, daß ich sie darum bitten lasse.“

Die Wirthinn erschien. „Madame,“ sagte ich, „ich höre, daß wir in einer Stadt geboren sind. Sie werden erlauben, daß ich frage, wer Sie von Geburt sind. Es ist nicht bloß Neugierde: ich bitte, sagen Sie mir, wer Ihre Ältern waren.“ „Mein Herr,“ antwortete sie, „das kann ich wohl: mein Vater war Arzt; ich verlor ihn aber in meiner frühesten Jugend.“

„Und wie hiefs er?“ fiel ich ihr hastig in die Rede. „Er hiefs Estevan Gonzalez,“ versetzte sie. „Aber wie wird Ihnen? Sie sehen bestürzt aus; sollten Sie meinen Vater gekannt haben?“ „Sehr gut,“ erwiderte ich; „sein Sohn kannte ihn nicht besser; denn mich dünkt, er hatte einen, der, wo ich nicht irre, Estevanille hiefs.“ „Sie irren sich nicht,“ sagte sie; „mein Bruder hiefs Estevanille. Aber ach! der arme Mensch! ich weifs nicht, wo er hingekommen ist. Er ging einmahl des Morgens heimlich von Murcia weg, und seit der Zeit hab’ ich nichts mehr von ihm gehört.“

Bey diesen Worten ward sie wehmüthig, und die Thränen kamen ihr in die Augen. Ich konnte mich nicht enthalten, mit ihr zu weinen. „Sie weinen?“ rief sie: „O, mein Herr, Sie sind mein Bruder. Ihre Empfindung verräth Sie; es ist Estevanille, den ich vor Augen habe.“ „Wohlan denn, meine Schwester!“ sagte ich, indem ich meine Arme gegen sie ausstreckte: „ja, es ist Ihr Bruder Estevanille, der vor Ihnen steht.“ Inesille fiel mir bey diesen Worten

um den Hals, und wir vergaßen uns beynahe in einer unendlichen Umarmung.

Als wir uns von unserer Freude ein wenig erhohlt hatten, war unsre erste Frage, wo wir seit unserer Trennung gewesen, und wie wir gelebt hätten. Wir versprachen einander eine aufrichtige Erzählung unserer Begebenheiten; allein, da es für diesen Tag zu spät war, verschoben wir es bis auf den nächsten Morgen. Ich als ein wenig, und ging mit größerer Zufriedenheit, als jemahls in meinem Leben, zu Bette.

Als ich des andern Tages aus meinem Zimmer gehen wollte, kam mir Inefille schon entgegen. „Ich komme Ihnen zuvor, mein Bruder,” sagte sie, „und fordere Sie auf, Ihr Wort zu halten.” „Ich bin vollkommen dazu bereit,” antwortete ich: „nehmen Sie einen Stuhl, liebe Schwester, und hören Sie mir zu.” Wir setzten uns, und ich erzählte ihr ohne Zeitverlust meine Abenteuer. Man kann denken, daß ich meinen Handlungen manchemal ein wenig Gewalt anthat, um ihnen ein besseres Aussehen zu geben. Unter andern

stellt' ich mich sehr liebevoll an, als wir auf das Testament unsers Onkels zu sprechen kamen. „Sie sehen,“ sagte ich, „daß Herr Damien so ungerecht war, Sie darin zu vergessen. Ich konnte es nicht über mein Herz bringen, und beschloß bey mir selbst, seine Verlassenschaft mit Ihnen zu theilen.“

„Allzu edler Mann!“ rief meine Schwester, indem sie mich umarmte. „Wie glücklich bin ich, einen Bruder, wie Sie, zu haben!“ „Inesille,“ erwiderte ich, „Ihre Freude ist zu voreilig. Leider ist die Erbschaft, wovon ich Ihnen die Hälfte zudachte, nicht mehr in meinen Händen. Wenn Sie mir meine Geschichte endigen lassen wollten, so werden Sie hören, wo sie geblieben ist.“

Diese Worte machten Inesillen ein wenig stutzig, und ich glaubte ihre Gedanken zu errathen. Aber ich kannte meine Schwester wenig. Als ich mit meiner Erzählung fertig war, sagte sie: „Es ist mir leid, mein Bruder, daß Sie mit der Inquisition zu thun gehabt haben. Bilden Sie sich aber nicht ein, daß es mich mei-

ner selbst wegen kränke. Nur Ihr Verlust ist es, der mich schmerzt: denn meine Sachen stehen, Gottlob, gut genug, und ich bin sogar im Stande, Ihnen einen Vorschlag zu thun, den ich Sie anzunehmen bitte. Bleiben Sie bey mir. Geben Sie Ihre neue Reise nach Italien auf. Wer steht Ihnen dafür, daß es ein besseres Ende damit nehmen wird, als mit Ihrer ersten? Es ist schwer, sich auf die Großmuth eines Herrn zu verlassen. Hier können Sie mit mir unabhängig leben. Barcelona ist ganz der Ort dazu, und ich kann Sie wohl versichern, daß es Ihnen nie an etwas fehlen wird.“ „Ich bin neugierig,“ antwortete ich, „liebe Schwester, die Begebenheiten zu hören, die Sie in Stand setzten, eine solche Sprache zu führen. Sie sind unabhängig und wohlhabend: wie sind Sie es geworden?“ „Ihre Neugierde ist billig,“ antwortete Inesille; „ich will Sie mit aller Aufrichtigkeit, die Sie nur verlangen können, befriedigen. Hören Sie meine Geschichte.“

VII. KAPITEL.

Geschichte der Inefille, Estevanillens Schwester.

„Sie wissen, mein Bruder,“ fing Inefille an, „daß mich nach dem Tode unsers Vaters meine Pathe zu sich nahm, die auf dem Schlosse von Cantarilla bey einem Herrn lebte, dem sie die Pflichten einer Ehefrau leistete, ohne deren Rechte zu besitzen. Unglücklicher Weise starb dieser Mann schon sehr früh, und meine Pathe ward von den Erben genöthigt, mit mir Cantarilla zu verlassen. Sie nahm ihren Aufenthalt auf einem Pachthofe nächst Alicante. In der Stadt selbst hatte sie verschiedene Freunde, die uns öfters besuchten, und unter diesen befand sich eine gewisse Alcina, die Wittwe eines Beamten. Ich wuchs indessen zusehends heran, und bekam schon das Ansehen eines mannbaren Mädchens. Meine Pathe, die eben nicht gesonnen war, mich den Augen der Männer zu entziehen, fing an, mich mit sich in

die Stadt zu nehmen. Die Wittwe Alcina hatte immer einen kleinen Hof von jungen Herren um sich, die bald aufmerksam auf mich wurden. Unter diesen war ein junger Officier, Dom Gabriel von Gineſtar mit Nahmen. Er bezeugte mir sehr viel Aufmerksamkeit, jedoch ohne die Schranken der Anſtändigkeit zu übertreten. Er machte Eindruck auf mich, und ich war nicht erfahren genug, um es zu verhehlen. Er war bestimmt, über Genua zu ſeinem Regimente ins Mayländiſche zu gehen. Wir wußten nicht, warum er ſeine Abreiſe immer unter irgend einem Vorwande verzögerte. Ich erfuhr es leider nur zu bald. Als ich einmahl des Abends nach dem Pachthofe ganz allein zurück kehren wollte, griffen mich drey bis vier Männer unverfehens an, ſetzten mich auf ein Maulthier, und brachten mich ſo in aller Geſchwindigkeit an den Bord eines Schiffes, das am Strande auf meinen Entführer wartete, und alsbald unter Segel ging."

„Ich war vor Schrecken in Ohnmacht gefallen, als mich die Männer angriffen, und kam erſt wieder zu mir, da das Schiff

schon in der See war. Der erste Gegenstand, der mir in die Augen fiel, war Dom Ginestar. Es wird überflüssig seyn, Ihnen zu sagen, was er anwendete, um mich zu beruhigen. Ich beantwortete seine Entschuldigungen und Schwüre bald nur mehr mit Thränen und Seufzern. Unterdeffen landeten wir bey Tortosa, in dessen Gegend mein Entführer zu Hause war. Ich wurde in einem Wagen nach Ginestars Schlosse gebracht. Dom Ginestar blieb immer gleich ehrerbiethig gegen mich, obschon ich nun völlig in seiner Gewalt war. Dieß war das beste Mittel, mich zu gewinnen. So wie sich die Furcht nach und nach in meinem Herzen verlor, nahm die Liebe ihren Platz ein. Das Übrige läßt sich errathen.“ „Liebe Inesille,“ fiel ich meiner Schwester in die Rede. „Sie fanden den Herrn Ihrer Gegenliebe werth, und wurden sein, ohne seine Gattinn zu werden.“ „Verzeihen Sie,“ versetzte Inesille: „er heirathete mich wirklich. Wir lebten in der vollkommensten Eintracht, und wir wären glücklich gewesen, wenn Dom Gabriel nicht genöthigt gewesen wä-

re, mich zu verlassen, um zu seinem Regimente zu gehen. Die erste Schlacht, der er beywohnte, kostete ihm das Leben.”

„Mein Unglück vollständig zu machen, mußte ich bald nach der Nachricht von seinem Tode auch noch erfahren, daß er mir nichts, als Schulden, hinterlassen hätte. Die Gläubiger nahmen sein Schloß in Besitz, und ich wäre verloren gewesen, wenn sich nicht ein Oheim meines verstorbenen Gemahles, Dom Cosmus mit Nahmen, meiner angenommen hätte. Es war ein Mann von einigen funfzig Jahren, Wittwer, und sehr bemittelt. Ich war noch nicht lange bey ihm, als ich merkte, was seine Absicht mit mir wäre. Er war verliebt in mich, und trug mir seine Hand an. Ich war noch nicht sechzehn Jahre alt; jedoch hatte ich schon Erfahrung genug, um bey einem solchen Antrage nicht bloß meine Augen zu Rathe zu ziehen. Nach einiger Überlegung willigte ich ein, und ich war zum zweyten Mahle an einen Mann verheirathet, der nichts Theureres auf der Welt hatte, als mich. Meine Ehe dauerte jedoch wieder nur kurze Zeit.

Mein Mann gab mir so viel, und mehr Proben von seiner Zärtlichkeit, als seinem Alter zuträglich war. Ich kann sagen, daß er aus Liebe zu mir sein Leben aufopferete. Nach einem halben Jahre ward ich wieder Wittwe."

„Das geht ja vortrefflich!" sagte ich lachend: „lassen Sie uns nur ohne Zeiverlust auf Ihre dritte Heirath kommen."

„Wie ich sehe, Bruder," sagte Inesille erröthend, „so sind Sie ein Liebhaber von Spöttereien. Indessen hat mein zweyter Mann nur noch einen Nachfolger gehabt. Ich hoffe, Sie werden mir diesen dritten zu Gute halten; denn es ist derjenige von allen, den ich am meisten liebte."

„Drey Monathe nach Dom Cosmus Tode verließ ich das Land, um zu Tortosa ein Haus, das ich gemiethet hatte, zu beziehen. Ich gab bey mir Gesellschaft, und stattete entgegen bey meinen Freundinnen Besuch ab. Bey einer solchen Gelegenheit lernte ich einen jungen Mann kennen, der mir gefiel. Ich hatte einen starken Eindruck auf ihn gemacht, und er gab sich alle Mühe, zu mir zu kommen. Es gelang

ihm endlich. Mein Kammermädchen, das er bestochen hatte, führte ihn einmahl bey einer schönen Nacht in mein Schlafzimmer. Ich erschrak ein wenig, als ich ihn zu meinen Füßen liegen sah. Was Jugend und Liebe einem Menschen eingeben können, hörte ich aus seinem Munde. Ich war in keiner geringen Verlegenheit; indessen hatte ich doch Stärke genug, seiner Zudringlichkeit zu widerstehen, und er verließ vor Tages Anbruch mein Zimmer, ohne daß ich mir dieser Zusammenkunft wegen Vorwürfe zu machen hatte."

„Das ist ein Glück Schwester!" rief ich: „ich bin wegen einer zweyten nicht wenig in Furcht." „Beruhigen Sie sich, Bruder!" antwortete Inesille. „Den folgenden Tag erhielt ich einen Brief von ihm, worin er mir mit der lebhaftesten Ungeduld vorschlug, mich zu heirathen. Er war der Sohn eines reichen Weinhändlers von Barcellona, und sein Name war Saloni. Da er sah, daß ich nicht ungeneigt wäre, seinen Wunsch zu befriedigen, so flog er nach Barcellona, die Einwilligung seines Vaters zu erhalten, und kam nach acht

Tagen als mein Bräutigam zurück. Wir beschleunigten unsere Hochzeit, so sehr wir nur konnten, und reisten vierzehn Tage darnach zu dem alten Saloni nach Barcellona ab."

„Ich wurde von dem Alten aufs freundlichste aufgenommen. Alles vereinigte sich, mein Glück zu befestigen, als der Tod meines lieben Saloni allen meinen Hoffnungen wieder auf ein Mahl ein Ende machte."

„Ich und mein Schwiegervater wurden vor Gram über den Tod unsers geliebten Saloni krank. Nach und nach erhohnten wir uns wieder. Ich war fest entschlossen, niemahls mehr zu heirathen; der alte Saloni vertrat mir, so lange er lebte, die Stelle des zärtlichsten Vaters. Er übergab mir diesen Gasthof, und setzte mich zu seiner einzigen Erbin ein. Drey Jahre lang genoß ich seines Beystandes und seiner väterlichen Liebe; endlich starb auch er. Ich bin seit dem die Frau eines beträchtlichen Vermögens, und noch ist es mir nie eingefallen, einem der Liebhaber Gehör zu geben, die mich in meinem Wittwenstande manchemal zu belästigen Belieben tragen."

VIII. KAPITEL.

Beschluß der ganzen Geschichte.

„Ich habe Ihnen den Wunsch schon ein Mahl geäußert, lieber Bruder,“ fuhr Ineffille fort, „daß Sie Ihr übriges Leben bey mir zubringen sollen. Mein Vermögen reicht für uns beyde überflüssig zu. Sie werden zufrieden seyn können, und ich werde nichts mehr zu wünschen übrig haben. Ihr Rath wird mir von größerem Werthe seyn, als der Antheil, den ich Sie an meinem Vermögen zu nehmen bitte.“ „Liebe Schwester,“ antwortete ich, „der Himmel ist mein Zeuge, daß ich nichts in der Welt lieber annehmen möchte, als diesen großmüthigen Vorschlag; aber Sie wissen, daß ich Verpflichtungen habe, die es nicht zulassen. Meine Ehre fordert durchaus, daß ich nach Palermo gehe. Alles, was ich meinem und Ihrem Wunsche gemäß thun kann, ist, daß ich mich einige Zeit länger hier aufhalte.“

Inefille sah wohl, daß es vergebens war, länger auf ihrem Verlangen zu bestehen. Ich versprach ihr außer dem höchstens nach zwey Jahren wieder zu ihr zu kommen, und mich dann nie mehr von ihr zu trennen. Damit war sie zufrieden. Ich brachte nun vier Monathe sehr angenehm bey ihr zu, bis ich mich endlich fertig machte, nach Italien zu gehen. Ein Gerücht, das sich nun auf ein Mahl verbreitete, unterbrach mich in meinen Reiseanstalten. Man erzählte allgemein den Tod des Vicekönigs, meines Herrn. Ich war bald genöthigt, mich von der Gewissheit dieser Nachricht zu überzeugen. Der neue Herzog war einige Monathe nach seiner Ankunft in Palermo gestorben.

Meine Schwester gab sich jetzt nicht anders zu Ruhe, als daß ich ihr versprach, von jetzt an beständig bey ihr zu bleiben. „Eine Bedingung,“ sagte ich, „muß ich jedoch hinzu setzen; ich bleibe, so lange Sie mir keinen Schwager geben.“ „Keinen Schwager, und keine Schwägerinn!“ antwortete sie lachend. „Man soll mich nie wieder in der Gewalt eines Mannes

sehen. Ich muß billig zufrieden seyn, daß ich ihrer drey bekommen, und, unter uns, noch mehr darüber, daß ich alle drey wieder los geworden bin."

„Auf diese Rechnung, liebe Schwester," versetzte ich, „haft du hier meine Hand. Keiner deiner Männer soll dir getreuer gewesen seyn, als ich es seyn werde."

„Ich danke dir, lieber Bruder!" antwortete Inesille. „Es ist nur noch eins zu thun übrig; daß du nähmlich ein Document unterzeichnest, wodurch du Herr der Hälfte meines Vermögens wirst." Ich that es ohne weitere Widerrede; und so bin ich nun Besitzer eines Gasthofes, und dadurch doch wieder der Diener eines Herrn geworden, und zwar des größten, dem je ein Mensch gedient hat: nähmlich der deine, hochansehnliches Publicum! und in diesem Dienste hoff' ich auch mein Leben zu beschliessen.

Ende des zweyten und letzten Theils.

Bibl. erot.
Fr. Krenneri.

1036 . . .



Le Sage, Alain René,

Geschichte Des Estevanille Gonzalez Mit Dem Zunahmen Des Lustigen

Bd.: 2

Wien (1791)

P.o.gall. 1258-2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10093807-6

VD18 90248740